Stockmar, Ernst Alfred Christian
Ludwig XVI und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy



Ludwig XVI und Marie Antoinette

auf der Flucht nach Montmédy

i. J. 1791.

Aus dem Nachlasse

des

Freiherrn Ernst v. Stockmar

ehemal. Kabinetssekretärs Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preuß n

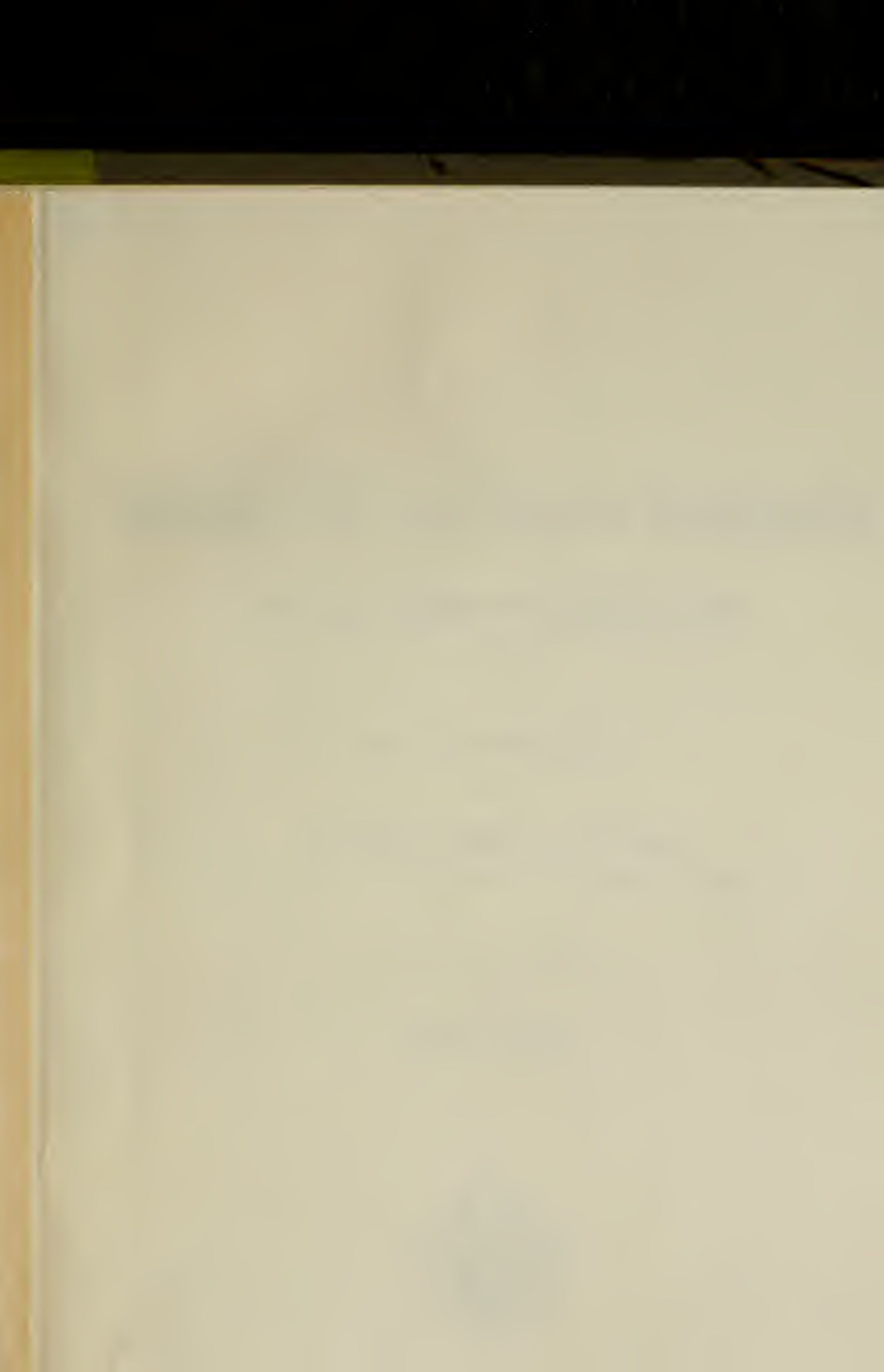
herausgegeben

von

Emil Daniels.









Ludwig XVI und Marie Antoinette

auf der Flucht nach Montmédy

i. J. 1791.

Aus dem Nachlasse

des

Freiherrn Ernst v. Stockmar

ehemal. Kabinetssekretärs Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen

herausgegeben

von

Emil Daniels.




ARY
MAR 12 1974
OF TORONTO

Vorwort.

Als Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen die Princeß Royal von Großbritannien und Irland i. J. 1858 in die neue Heimath führte, wurde Ernst Freiherr von Stockmar zum Kabinetssekretär der jungen Fürstin ernannt. Nur wenige Jahre blieb ihm beschieden, in diesem Berufe zu wirken, denn ein langsam, aber stetig fortschreitendes Lähmungsleiden zwang den Freiherrn schon i. J. 1864, dem Amte und jeder öffentlichen Thätigkeit zu entsagen.

An das Zimmer gefesselt, doch ungebrochen in seiner geistigen Kraft, fand der Leidende Trost und Zufriedenheit in den Armen der Wissenschaft. Er schuf aus dem Nachlasse seines Vaters die „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian v. Stockmar" und lieferte damit einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Jahrhunderts. Einen guten Theil seiner Ideen und Kenntnisse legte der Kranke uneigennützig in den Werken anderer nieder, ohne sich zu nennen. Auch eine Reihe von Abhandlungen über Staats- und Völkerrecht, die der Feder des Herrn v. Stockmar entflossen, erschienen anonym.

Quellen dereinst hervorzutreten, aber der Tod, dem er i. J. 1886 erlag, traf den Unermüdlichen noch fern vom Ziel inmitten unverdrossenen Strebens.

Ich wählte unter den Früchten, die diese Forschung gezeitigt hatte, die zugleich rührende und erschütternde Beschreibung der Flucht des unglücklichen französischen Herrscherpaares und biete sie auf den Wunsch der Wittwe des Verewigten den Lesern dar.

Berlin, am 10. Januar 1890.

Der Herausgeber.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Die Lage der königlichen Familie in Paris; die ersten Gedanken an Flucht.

Bis Ende 1790.

Als die französische Nationalversammlung am 5. Mai 1789 in Versailles zusammengetreten war, sagte Mirabeau bald darauf: „Hätte Necker einen Schatten von Talent und dazu böse Absichten gehabt, so konnte er 60 Millionen Steuern, 150 Millionen Anleihen binnen 8 Tagen erlangen, und wir waren am neunten aufgelöst." Der Glanz, der den Nachfolger Ludwigs XIV. umgab, blendete die Volksvertreter noch immer und erblich erst, als der König und seine Räthe sich zu furchtsam erwiesen, die Initiative in den Neuerungen zu ergreifen, deren Nothwendigkeit der absolute Herrscher selber anerkannt hatte, indem er eine Nationalversammlung berief. Diese Versammlung, „die mit der Absicht kam, zu kapituliren, nicht zu siegen, und die keine Ahnung von der Rolle hatte, die sie später zu spielen bestimmt war", fühlte sich schon nach 8 Wochen als der moralische Suverän des Landes und stieß die Gesetze der alten Monarchie aus eigener Machtvollkommenheit um. Als die Krone die verfassungswidrigen Beschlüsse vom 17. Juni mit Vorbereitungen zur Unterwerfung von Paris, der mächtigen Freundin der Versammlung, beantwortete, erfolgte am 14. Juli der Abfall der Truppen und der Sturm auf die Bastille. Der König gab seine kühnen Pläne auf und erklärte stehend, entblößten Hauptes der Versammlung in Versailles:

tiefe Betrübniß über die schrecklichen Unordnungen in der Hauptstadt führe ihn in die Mitte der Vertreter des Volkes, sie möchten ihm helfen, die Ruhe wieder herzustellen, er habe allen Truppen befohlen, abzuziehen. Bald darauf zeigte Ludwig der Versammlung die Entlassung des reaktionären Ministeriums an und verkündete, daß er einen Besuch in Paris machen werde. Schon damals besprach der Ministerrath in Versailles die Frage, ob der König und seine Familie mit den Truppen aus der gefährlichen Nähe der Hauptstadt sich entfernen sollten. Breteuil, der erste Minister, machte den Vorschlag, die Königin unterstützte ihn. Nachdem der gewichtige Gedanke im hohen Rathe der Krone lange hin und her gewendet war, fragte Ludwig endlich: „Soll ich nun also gehen oder bleiben?" worauf die Mehrheit entschied, Ludwig solle in Versailles bleiben. Er bemerkte später einmal rückblickend: „Ich weiß, daß ich den rechten Moment verpaßt habe, das war am 14. Juli, damals hätte ich fortgehen müssen und ich wollte es auch, aber was sollte ich machen, wenn Monsieur*) selbst mich bat, es nicht zu thun, und der kommandirende Marschall Broglie mir antwortete: „„Ja, wir können nach Metz gehen, aber was fangen wir an, wenn wir dort sind?""

Ludwig blieb also und trat den versprochenen Bußgang nach Paris an, nachdem er das Abendmahl genommen und für den Fall, daß ihm etwas zustieße, Monsieur zum Generalstatthalter ernannt hatte. Die Königin glaubte, sie würde ihn niemals wiedersehen.

Der König hörte auf der Hinfahrt überall den Ruf: „Vive la nation!", selten die gewohnten Laute: „Vive le roi!" Er mußte vom Bürgermeister am Thor sich sagen lassen: „Das Volk hat seinen König wiedererobert", er mußte vor dem Rathhaus die neue Nationalkokarde an seinen Hut stecken. Kein Laut kam während dieser demüthigenden Szenen über seine Lippen, als die Worte: „Mein Volk kann immer auf meine Liebe rechnen".

Die ganze Armee fiel nach dem Bastillesturm vom König ab, die verwaltenden und rechtsprechenden Behörden lösten sich im ganzen

*) Der Graf von Provence, des Königs Bruder, später Ludwig XVIII.

Lande auf, demokratische Ausschüsse, gewählt oder auch auf eigene Faust sich aufwerfend, übten die Funktionen der Obrigkeit. Die Bauern verweigerten die gutsherrlichen Abgaben, dann erhoben sie sich, zündeten die Schlösser an und brachten die Edelleute, deren sie habhaft werden konnten um. Auch in den Städten ereigneten sich politische Morde, in Paris hing man den wegen seiner reaktionären Gesinnungen verhaßten Minister Foulon an die Laterne. Unter diesen Umständen beschlossen zwei Brüder des Königs, die Prinzen Artois und Condé, das Land zu verlassen, und ein Theil der Aristokratie that dasselbe. Indem die Verwandtschaft und der Umgang des Königs sich von der Sache der Nation trennten, verschlechterten sie seine Lage empfindlich. Denn wenn der König auch an den Ergebnissen der Revolution festhielt, so erschien er doch immer des geheimen Einverständnisses mit denen verdächtig, die für seine natürlichen Freunde gelten durften.

Der Verdacht der Revolutionäre erhielt Nahrung, als es ruchbar wurde, daß das Ministerium und die Rechte sich mit dem Plan beschäftigten, die Residenz und die Versammlung nach Soissons oder Compiègne zu verlegen. Allerdings war der König, von der Jagd ermüdet, bei der Berathung im Ministerrath eingeschlafen und hatte beim Erwachen nein gesagt. Aber nichtsdestoweniger verbreitete sich unter den Demagogen der schon im Juli aufgetauchte Gedanke, den König und die Versammlung nach Paris zu holen, um sie vor reaktionären Entschlüssen zu bewahren.

Als die gefährliche Absicht in der Hauptstadt um sich griff, traf die Regierung schwächliche Anstalten zur Abwehr, indem sie das Regiment Flandern nach Versailles zog. Auf einem Gastmahl, das die Offiziere des Regiments mit den „Leibwächtern" vereinigte, erschien zum Schluß die königliche Familie und erweckte lärmende royalistische Begeisterung. Die natürliche Folge war, daß in Paris Gerüchte von einer Flucht des Königs und von Auflösung der Versammlung um sich griffen. In der That scheinen König und Königin sich damals wieder vorübergehend mit der Entweichung beschäftigt aber bald wieder verzichtet zu haben. Gleichzeitig war ein Zwiespalt zwischen der Ver-

sammlung und dem König dadurch entstanden, daß Ludwig die Dekrete über die Menschenrechte nicht ohne Weiteres genehmigen wollte, die den Parisern sehr am Herzen lagen. Dies beides und der hohe Brodpreis gab den Anstoß zu der Entführung des Königs aus Versailles durch den Pöbel von Paris.

Als am 5. Oktober die Nachricht vom Abmarsch der Aufständischen eintraf, befand sich der König, wie gewöhnlich, auf der Jagd und mußte zurückgeholt werden. Im Ministerrath rieth der Minister des Innern, St. Priest, die Aufrührer nöthigenfalls durch Kavallerieangriffe zurückzuweisen. Necker behauptete, das sei unnöthig, die Menge wolle nur eine Bittschrift überreichen; schlimmstenfalls würde der König, wenn er nach Paris ginge, vom Volk geehrt und geachtet werden, das ihn anbete. Als nach einigen Stunden thatlosen Abwartens ein Haufen Gesindel als Vortrab anlangte, drang St. Priest darauf, daß der König mit den Truppen, deren er etwa 3000 Mann zur Hand hatte, sich auf Rambouillet zurückziehe; „denn wenn Sie morgen nach Paris geführt werden, ist Ihre Krone verloren". Necker widersprach St. Priest heftig. Ludwig befahl, die Wagen bereit zu halten, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, abzufahren, obschon der Weg durch den Park noch in der Nacht offen stand. Spät Abends traf La Fayette mit der Nationalgarde ein, begleitet von Kommissaren der Stadtbehörde von Paris, die den König baten, daß er die Dekrete über die Menschenrechte sanktionire und seinen Aufenthalt in der Hauptstadt nehme. Man einigte sich noch nicht und verschob die Verständigung auf den folgenden Tag. La Fayette verbürgte sich für die Ordnung, und der König begab sich zur Ruhe, nachdem er auch seinerseits dem Hauptmann der Leibwache jede Gewaltthätigkeit untersagt, ja die Mehrzahl der Leibwächter aus dem Schloß und der Umgebung entfernt hatte. Aber am 6. brach bei Tagesgrauen eine Rotte in das Schloß ein und drängte mordend nach den Gemächern der Königin und des Königs. Die sich heldenmüthig aufopfernde Leibwache vertheidigte sie, bis die Nationalgarde unter La Fayette kam und den Palast von dem Pöbel säuberte. Als jedoch die Menge vor dem Schloß nicht aufhörte zu schreien: „Nach Paris!" gab Ludwig nach und ließ sich mit seiner

Familie nach der „guten Stadt" entführen. Voraus zog der Pöbel, auf seinen Piken die Köpfe zweier Leibwächter tragend, die für ihr Herrscherhaus ihr Blut verspritzt hatten und von der neuen Umgebung des Königs so geschändet wurden. Der nachmalige Kaiser Leopold II., der zweite Bruder Marie Antoinette's, schrieb am 27. Oktober an seine Schwester Marie Christine: „Es ist unbegreiflich, daß J. J. M. M. nicht empfunden haben, wie unvorsichtig es war, beim Gastmahl der Leibwächter zu erscheinen und sich einer solchen Scene auszusetzen, und daß ferner der König im Augenblick des Angriffes in Versailles sich nicht lieber tödten ließ, als daß er nachgab und die opferte, die ihn vertheidigt hatten. Wer sich so benimmt, der muß statt Blut helles Wasser, der muß Nerven von Werg und eine Seele von Baumwolle haben. Ich bin empört darüber!"

Nach einer Fahrt von 6—7 Stunden kam die königliche Familie in Paris an. Die ersten Worte, die zwischen dem König und dem Bürgermeister am Thor gewechselt wurden, bezeichnen die ganze folgende Periode bis zur Flucht von Varennes. Der Bürgermeister nannte diesen Tag einen „schönen" Tag, und der König antwortete: „Ich komme mit Vergnügen und Vertrauen in meine gute Stadt Paris".

Man kann nicht sagen, daß der König sich über seine Lage täuschte. Denn, nachdem er der Welt im Oktober 1789 das Vergnügen und das Vertrauen verkündet hatte, mit dem er „freiwillig" nach Paris gekommen sei, sandte er im November oder Dezember an den König von Spanien, als den Zweiten vom Hause Bourbon, einen heimlichen, schriftlichen Protest worin er Alles, was er in Paris thun oder unterzeichnen würde für erzwungen erklärte.

In der That glich die Lage des Königs und seiner Familie einer Gefangenschaft, je länger, desto mehr. Er war in der Atmosphäre von Paris nicht frei in dem Sinn, wie der Graf La Marck einmal die Freiheit definirt: „La liberté est la faculté de faire ou de ne pas faire une chose sans péril". Er hatte alles regelmäßige Militär von Paris entfernen, seine Leibwache außer Dienst stellen und sich lediglich dem Schutz der Nationalgarde anvertrauen müssen;

deswegen konnte er kaum irgend eine Bewegung unternehmen, ohne La Fayette, den Oberbefehlshaber der Nationalgarde, zu befragen, der ihn auf's Genaueste überwachen ließ.

Mirabeau sagte am Tag nach der Ueberführung des Königs zu seinem Freunde La Marck: „Haben Sie Mittel, sich beim Könige und der Königin Gehör zu verschaffen, so suchen Sie die Beiden davon zu überzeugen, daß Frankreich und sie verloren sind, wenn die königliche Familie nicht Paris verläßt. Ich bin mit der Ausarbeitung eines Planes dazu beschäftigt; wären Sie in der Lage, ihnen die Versicherung zu geben, daß sie auf mich rechnen können?" Der Entwurf Mirabeau's schlug vor, daß der König am hellen Tag, unter dem Schutz seiner Leibwache und eines aus rein nationalen Truppen, nicht aus Fremden im französischen Solde bestehenden Korps nach Rouen gehe und die Nationalversammlung dorthin berufe. Ludwig solle die öffentliche Meinung über diesen Schritt durch Erlasse beruhigen, die seinen innigen Anschluß an die Nation und die „Revolution" aussprechen und jeden Verdacht der Reaktion entfernen müßten. Höchst bemerkenswerth ist es, wie Mirabeau darauf besteht, daß der König nur nationale Truppen, nicht ausländische Söldner verwende, wie er Ludwig abmahnt, nicht an die Grenze zu fliehen, sich nicht mit den Emigrirten zu verbünden und dadurch oder durch Anrufung des Auslandes seinem Volke feindlich gegenüberzutreten. La Marck glaubte die Vermittelung von Monsieur in Anspruch nehmen zu müssen, um Mirabeau's Gedanken an den Hof zu bringen. Monsieur erklärte, sie im Allgemeinen zu billigen, sprach aber als seine Ueberzeugung aus, der König werde nicht darauf eingehen und theilte sie Ludwig gar nicht mit. Wie hätten auch König und Königin ohne die höchste Noth auf die Freundschaft mit dem Aufrührer eingehen sollen, da sie nicht erkannten, daß er aufrichtig monarchisch war, trotzdem er allerdings zum Sturz der absoluten Gewalt und der Feudalität die Empörung aufgerufen hatte.

Mirabeau sah sehr schwarz in die Zukunft; schon im September, vor der Ueberführung des Königs, hatte er das kommende Unheil vorhergesehen. Immerfort wiederholte er seinem Freunde La Marck:

„Woran denken denn diese Leute? Sehen sie nicht den Abgrund, der sich unter ihren Füßen höhlt?" Und einmal rief er aus: „Alles ist verloren. König und Königin werden umkommen und Sie werden sehen, der Pöbel wird ihre Leichname mißhandeln." „Ja, ja," wiederholte er, als La Marck sein Entsetzen äußerte, „man wird ihre Leichname mißhandeln; sie begreifen die Gefahren ihrer Lage nicht und doch müßte man sie ihnen zeigen."

Die royalistische Partei sah, ebenso wie Mirabeau, die Entfernung des Königs von Paris als eine unerläßliche Bedingung für bessere Zustände an. Die Ende 1789 entdeckte, niemals ganz aufgeklärte Verschwörung von Favras bezweckte unter anderem, den König zu entführen. Die Verschwörer rechneten auf seine Schwäche, indem sie ihm anboten, er solle sich scheinbar gewaltsam aus Paris fortbringen lassen, aber gerade seine Schwäche erleichterte seinem fürstlichen Stolz, das unwürdige Erbieten abzulehnen. Als einige Herren vom Adel im März 1790 ihm ähnliche Entwürfe vortrugen, sagte der König majestätisch: „ich kann nicht zugeben, daß man mich entführt", wie er am 5. Oktober 1789, als man ihm rieth, Versailles an der Spitze des Regiments Flandern zu verlassen, gesagt hatte: „ein König fliehen?"

Bis Ende 1790 wollte Ludwig an das gewagte Unternehmen einer Flucht gar nicht denken; anstatt sich in Sicherheit zu bringen, versuchte er es, mit der Versammlung gütlich zu einem Frieden zu gelangen. Am 4. Februar erschien der König vor ihren Schranken, um in langer Rede seine Anhänglichkeit an die neue Verfassung, sowie den Entschluß zu erklären, daß er seinen Sohn in den Grundsätzen der neuen Ordnung der Dinge erziehen wolle. Er ermahnte alle Patrioten zur Eintracht und wies auf die Nothwendigkeit hin, die Ordnung in Frankreich wiederherzustellen, die Exekutivgewalt zu stärken, dem Zustand der Finanzen abzuhelfen und die Verfassung bald zu vollenden. Die Rede erregte großen Enthusiasmus; die ganze Versammlung leistete den Eid der Treue gegen Nation, Verfassung und König, Paris berauschte sich in demselben Eide, in allen Stadtbezirken erklang das Te Deum, am Abend erstrahlte die Riesenstadt im Glanze der Lichter. Trotzdem blieb der 3. Februar ohne praktische

Folge, da kein fester Plan bestand, um die Revolution zum Abschluß zu bringen. Ebenso vergeblich blieb auch der Schritt, zu dem sich der König im März 1790 entschloß, indem er durch Vermittelung des österreichischen Botschafters Mercy und des Grafen La Marck mit Mirabeau anknüpfte. Noch im September 1789 hatte die Königin zu La Marck gesagt: man werde ja nie so unglücklich sein, daß man genöthigt wäre, seine Zuflucht zu Mirabeau zu nehmen, aber man war schon über die früheren Bedenken hinaus. Vertrauen schenkte man ihm auch jetzt noch nicht, aber: „Il est intéressant de ne pas l'avoir contre soi" schreibt Fersen, der Vertraute des Königspaars. Schon im April 1790 kam Mirabeau in einer Unterredung mit dem österreichischen Botschafter auf seinen Gedanken vom Oktober 1789 zurück, das einzige Mittel zur Verbesserung der Lage sei die Abreise des Königs aus Paris, jedoch nicht aus Frankreich, und immer wieder dringt er darauf, diesen Entschluß zu fassen. Im Juni 1790 schreibt er dem Grafen La Marck, es müsse sich ja zeigen, wann der König es müde sein werde, ein Gefangener zu sein, aber unter keinen Umständen und unter keinem Vorwand dürfe man sich herbeilassen, der Vertraute oder Mitschuldige einer Flucht zu werden: „ein König, der es in der Absicht thut, um sich als König zu behaupten, geht nur am hellen, lichten Tag". Dieser Brief scheint sich auf Fluchtpläne zu beziehen, die man im Juni 1790 wieder am Hofe erörterte. Im Juli räth Mirabeau dem Hof, wenigstens für einige Zeit seinen Aufenthalt in Fontainebleau zu nehmen, was sich durch Gesundheitsrücksichten motiviren lasse, und dort die Nationalgarde des Orts und etwa 1200 Mann aus den benachbarten, nicht ausländischen Regimentern um sich zu schaaren. Im August 1790 schreibt er: „Vier Feinde rücken im Schnellschritt heran, die Steuerfrage, der Bankerott, die Armee, der Winter. Man muß einen Entschluß fassen, d. h. man muß entweder die Ereignisse abwarten, indem man sich darauf vorbereitet, oder man muß sie hervorrufen, um sie zu lenken. Kurz, der Bürgerkrieg ist gewiß und vielleicht zur Genesung nothwendig. Will man ihn an sich kommen lassen oder herausfordern, oder kann und will man ihn verhindern?" Er dringt darauf, daß man sich für den

Fall einer Krisis im Voraus einen Plan bilde über die Dislozirung zuverlässiger Truppen und die Bildung einiger Korps aus ihnen, sowie über die Wahl ergebener Führer. Er rechnet jetzt besonders auf die Schweizer Regimenter, also nicht mehr blos auf die nationalfranzösischen und räth, La Marck zu ihrem General-Inspektor zu ernennen.

Der König genehmigte die gefährliche Politik des neuen, aufgedrungenen Freundes um so weniger, als der Verlauf des Föderationsfestes ihm wieder einigen Muth gemacht hatte. Er war in der Nothlage gewesen, die Selbsterniedrigung soweit zu treiben, daß er am 14. Juli 1790 den Vorsitz bei der Feier des 14. Juli 1789 übernahm. An diesem Gedenktage verbrüderten sich die Nationalgarden und die Truppen von ganz Frankreich durch Deputationen in Paris.

Der Königin war die Aussicht auf das Föderationsfest schrecklich gewesen. Sie schreibt am 12. Juni: „Die Ungeheuer der Gegenpartei geben mehr Geld aus als je, und es ist sehr nöthig, namentlich für den Juli, Leute für uns zu gewinnen. Ich denke nicht ohne Schaudern an diese Zeit; sie wird für uns alles vereinigen, was das Grausamste und Schmerzlichste ist, und dazu muß man auch noch in Person dabei sein. Man bedarf für diesen Moment eines mehr als übernatürlichen Muthes."

Aber dieses Mal täuschten die trüben Erwartungen: Die Deputationen der Nationalgarde aus der Provinz brachten mehr royalistisches Gefühl mit, als der König in Paris zu finden gewohnt war. „Ihre loyalen Kundgebungen beglückten sein Herz", wie er nachmals in seiner bei der Flucht zurückgelassenen Erklärung sagte. Manche seiner Anhänger riethen ihm, die günstige Stimmung zu benutzen, um sich von Paris zu entfernen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen.

Wäre es nach der Königin gegangen, so hätte man Paris vielleicht schon damals verlassen. Marie Antoinette hatte genug Reizbarkeit und Stolz, um alle Demüthigungen, die dem Königthum widerfuhren, lebhaft zu empfinden, und je öfter sie sich wiederholten, desto mehr erwuchs ihr auch das volle Gefühl für die Gefährlichkeit der Lage. Trotzdem kann man sich denken, daß sie die ganze Größe des

Unheils in den ersten Monaten nur dunkel erkannte. Allerdings rieth sie schon nach dem Bastillesturm dem König, sich von Versailles nach Metz zu begeben und den Bürgerkrieg zu beginnen, aber andererseits drückte sie in den Briefen an ihre Vertrauten sogar noch nach dem 5. Oktober die Hoffnung aus, die Gemüther der Wohlmeinenden durch Sanftmuth, Geduld und Entwaffnung des Mißtrauens zu gewinnen. In dieser, dem Temperamente der Königin eigentlich wenig entsprechenden Politik bestärkte sie ihr alter Mentor Mercy, der österreichische Botschafter. Er meinte allerdings einmal, das System gelte nicht ganz in demselben Maße für den König, wie für die Königin, denn der König dürfe sich die Vernichtung seiner Autorität nicht ruhig gefallen lassen, aber sonst rechnete er doch hauptsächlich auf die natürliche Reaktion in der öffentlichen Meinung gegen die Gräuel der Demagogie.

Lange blieb Marie Antoinette der Geduld wenigstens in Worten getreu. Noch in dem Brief an ihren Bruder Leopold vom 1. Mai 1790 äußert sie, ihre Lage sei herzzerreißend, „aber nur Zeit und Geduld können die Menschen zur Vernunft zurückbringen". Da jedoch die Ehre der Krone mit jedem Tage stärker beschimpft wurde, ist es begreiflich, daß der Glaube an die Wirksamkeit der Heilmittel „Zeit und Geduld" bei der Königin nachließ, und daß der Wunsch nach Befreiung sich ihrer bemächtigte. Wenn die anarchischen Zustände auch nicht dauern konnten, mochte doch das Königspaar vielleicht zu Grunde gegangen sein, ehe die Beruhigung eintrat. Mercy selbst war darüber im Klaren und nur nicht offen genug, um es der Königin zu sagen. Hätte sie einen Brief Mercy's an einen Dritten vom Januar 1790 lesen können, so würde sie unmittelbar nach den Worten, der momentane Zustand könne nicht von Dauer sein, den Satz gefunden haben: „vielleicht ist es erst unsern Enkeln vorbehalten, das Ende des Unheils zu sehen".

Wer wollte feststellen, wann der Gedanke, sich dem Verhängniß durch Entweichung aus Paris zu entziehen, von der Königin zuerst gefaßt und wann er zuerst ausgesprochen ist? Schon im März 1790 hoffte die Königin einen Augenblick, der oben erwähnte royalistische Plan, den König zu entführen, werde verwirklicht und so dem König

die Mühe des Entschlusses erspart werden. Nachdem diese Hoffnung sich eitel gezeigt, sagte sie bald darauf zu ihrer Kammerfrau, Frau von Campan: „Fliehen werden wir doch müssen, man weiß nicht, wie weit es die Aufrührer treiben, die Gefahr steigt von Tag zu Tag".

Die Aufrührer ihrerseits dachten begreiflicherweise seit dem Juli und Oktober 1789, wo notorisch am Hofe von Flucht die Rede gewesen war, fortwährend an ähnliche Projekte. Sie mußten, wenn sie sich in die Lage des Hofes versetzten, ihm diese Absichten naturgemäß beimessen. Ihre Presse warnte auch im Jahr 1790 wiederholt. Ende Juli 1790 z. B. erschien ein blutdürstiges Flugblatt von Marat, das viel Lärm machte, unter dem Titel: „C'en est fait de nous". Es hieß darin, der König werde sich nach Compiègne begeben und sich mit den Oesterreichern vereinigen — „Eilt nach Saint Cloud (wo sich damals der König aufhielt), führt den König und den Kronprinzen in Eure Mauern zurück, bewacht sie gut . . . Setzt die Oestreicherin und ihren Schwager (Monsieur) gefangen, damit sie nicht konspiriren können . . . Lauft, lauft, wenn es noch Zeit ist — fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe hätten bis vor kurzem Euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert; jetzt werden vielleicht Millionen Eurer Brüder ums Leben kommen!" In Wirklichkeit war aber die Königin im Juli 1790 allerdings bereits von der Nothwendigkeit der Flucht überzeugt, aber noch sehr weit von der Ausführung ihres Vorhabens, denn ihren Gemahl trieben erst die im Laufe des Jahres immer finsterer sich zusammenziehenden Wolken dazu, die Flucht, die er früher beharrlich von sich gewiesen, vielmehr zu ersehnen!

Der arme König erkannte ganz gut, daß der Staat sich auflöse, wie die bei seiner Flucht zurückgelassene Erklärung ergiebt, die zum großen Theil sein eigenes Werk ist. Aber es gehörten unendliche Demüthigungen dazu, um ihn zu einem gefährlichen Entschlusse fortzureißen. Das Benehmen der Versammlung, der Ton der Presse und des Volkes von Paris, die effektive Gefangenschaft, hätten jeden anderen Mann längst angestachelt, die Ketten zu zerreißen. Aber auch auf ihn machte es einen starken Eindruck, daß der Pöbel sich mächtig genug erwies, den König durch Aufläufe zu zwingen, von September

1790 an einen Minister nach dem anderen zu entlassen. Die freie Ernennung der Minister war sein kostbarstes Vorrecht, und je mehr Paris der Pöbelherrschaft verfiel, desto tiefer sank die Sicherheit der königlichen Familie.

Ein anderer mächtiger Antrieb zur Flucht waren die Gewissensbisse, die Ludwig wegen der Kirchengesetze peinigten. Diese Gesetze vom 12. Juli 1790 beseitigten die kanonische Einsetzung, unterwarfen die Priester der Wahl durch das Volk und verpflichteten den Klerus zum Eide der Treue gegen Nation, Gesetz, König und Verfassung. Da sie die Geistlichkeit einerseits von Rom lösten, andererseits vom Staat abhängig machten, bedeuteten die Gesetze eine Umwälzung der Kirche, in der alle gläubigen Katholiken einen Frevel erblickten. Schon die parlamentarischen Verhandlungen hatten im Süden blutige Konflikte zwischen Orthodoxen und Revolutionären hervorgerufen. Trotz der Stimme seines Gewissens hatte Ludwig die Anträge der Versammlung mit der königlichen Sanktion versehen, worüber er noch in seinem Testament angesichts des Schaffottes seine tiefe Reue aussprach. Als es sich aber um die Ausführung handelte, verweigerten zwei Drittheile der Geistlichen den Gehorsam.

Nach längerem Zögern beschloß die Versammlung am 27. November 1790, daß alle Geistlichen bis zu einem gewissen Termin den Eid der Treue gegen Nation, Gesetz, König und Verfassung, also auch gegen die Kirchengesetze zu leisten hätten, widrigenfalls sie ihrer Aemter und bürgerlichen Rechte verlustig wären. Der bedrängte König versuchte den Pabst zur Anerkennung der neuen Gesetze zu bestimmen und zögerte, die Antwort erwartend, mit seiner Erklärung über den letzten Beschluß. In der Versammlung äußerten sich inzwischen Ungeduld und Argwohn, und man beschloß, beim König auf Entscheidung zu drängen. Als ein Volksauflauf hinzukam, wußte sich Ludwig nicht anders zu helfen, als daß er am 26. Dezember 1790 seine Genehmigung ertheilte. Dies geschah in einer Erklärung, die sich selbst als „offen und freimüthig" bezeichnete, und wo er mehrfach die Geradheit seines Charakters und sein Vertrauen zur Versammlung betonte.

Es war ebenso aufrichtig und würdevoll, wie wenn der König zu derselben Zeit wegen des Schmähartikels einer Zeitung gegen die Königin der Versammlung versichern ließ, seine Gemahlin sei, wie er selbst, der Revolution „unendlich ergeben".

Schon längere Zeit vor dem Tage, wo er dem letzten Kirchengesetz seine Genehmigung ertheilte, war er in Verhandlungen über die Flucht eingetreten und gerade am 26. Dezember 1790 sagte er zu dem Grafen Fersen im Hinblick auf das Gesetz, das er soeben sanktionirt hatte: „Ich möchte lieber König von Metz sein, als in solcher Lage König von Frankreich bleiben, — aber es wird ja bald ein Ende haben".

Zweites Kapitel.

Verständigung mit Bouillé.

Von Oktober 1790 bis Ende Januar 1791.

Es wird aus der Zeit nach der Flucht von Varennes berichtet, daß ein verdrießlicher Zug über das Gesicht des Königs glitt, so oft der Name des Barons von Breteuil erwähnt wurde, des ersten Ministers am Tage des Bastillesturms. Einmal brach Ludwig bei solcher Gelegenheit in die Worte aus: „Der ist es, der uns zu der verd .... Reise nach Varennes verleitet hat“. Man könnte sich wundern, daß der König dem Baron nochmals traute, nachdem der Versuch der Reaktion, den er 1789 leitete, in so verhängnißvoller Weise fehlgeschlagen war. Allein Ludwig mußte sich wohl bewußt sein, daß in seiner eigenen Schwäche ein Hauptgrund lag, warum das Unternommene in der Ausführung schmählich stecken blieb, denn der Glaube an Breteuil's Ergebenheit und Treue blieb unerschüttert.

Breteuil hatte schon nach dem Bastillesturm gerathen, Versailles zu verlassen und war im August 1789 für die Flucht nach Metz eingetreten. Wenn er im Oktober 1790 mit einem Fluchtplan hervortrat, blieb er also sich treu.

Der Plan war aus Konferenzen mit dem Bischof von Pamiers hervorgegangen, die in Solothurn stattfanden, wo Breteuil als Emigrant lebte. Der Bischof von Pamiers brachte im Oktober 1790 eine, wie es scheint, von Breteuil verfaßte Denkschrift an die Königin nach Paris, und Marie Antoinette veranlaßte ihren Freund, Graf Fersen, das Papier dem König vorzulegen.

In der Denkschrift war auseinandergesetzt, der König müsse einen Plan fassen, wodurch er dem allgemeinen Mißtrauen ein Ende mache, das seine schwankende Haltung bei allen Parteien erregte. Dazu sei unumgänglich nöthig, daß er Paris verlasse, wo er ein Gefangener sei und daß er an einem sicheren Ort, innerhalb des Königreiches, mit treuen Truppen sich umgebe. Nur so könne er hoffen, den strafbaren Unternehmungen der Versammlung und den Leiden Frankreichs ein Ziel zu setzen.

Die Denkschrift schlug demgemäß dem Könige vor, wegen des Asyls sich an den General Bouillé in Metz zu wenden und die Unterstützung der fremden Mächte nachzusuchen. Die Unterhandlungen mit dem Auslande würden am besten einem Emigranten anvertraut. Breteuil versprach auch einen Plan für die Entweichung aus Paris, falls der König daran noch nicht gedacht habe.

Der König schwieg einige Tage unentschlossen, endlich antwortete er auf das Drängen der Königin:

„Der König hat noch nicht an einen Plan zu seiner Abreise gedacht. Aber er billigt den ihm ausgesprochenen Gedanken, und er zählt auf die günstige Gesinnung des Kaisers und Spaniens. Er wählt den Baron von Breteuil, um in seinem Namen mit den fremden Mächten auf Grund einer Vollmacht zu unterhandeln, die er ihm zu senden einwilligt.

Er kennt die Gesinnungen des Herrn von Bouillé nicht und fürchtet, er werde auf den Plan nicht eingehen. Er weiß Niemand, den er an ihn schicken könnte."

Aus dieser Verlegenheit erlöste der Bischof von Pamiers den König, indem er nicht nur die Beförderung der Vollmacht für Breteuil übernahm, sondern auch sich bereit erklärte, die Unterhandlungen mit Bouillé zu führen.

General Bouillé hatte die Meuterei von Nancy im August 1790 mit großer Thatkraft niedergeschlagen, und seine Treue war nicht zweifelhaft, trotzdem wurde der Bischof zu den glänzendsten Anerbietungen ermächtigt, da der König es für nöthig hielt, sich auch den Eigennutz dienstbar zu machen.

Ein unverfängliches Schreiben des Königs an Bouillé diente zu des Bischofs Beglaubigung:

„Saint Cloud, den 23. Okt. 1790.

„Ich hoffe Sie sind jetzt fortwährend mit Ihrer Stellung zu den Truppen zufrieden; ich ergreife gern die Gelegenheit, Sie meiner Achtung auf's neue zu versichern! Ludwig.

Acht Tage nach der Abreise des Bischofs nach Metz schrie Marats: „Ami du peuple“: Zu den Waffen gegen die höllischen Machinationen, die sich vorbereiten! Eilt nach S. Cloud, führt den König und den Kronprinz zurück, steckt die Oesterreicherin ein!“ — Ob Marat irgend einen positiven Grund zum Verdacht gehabt, ist nicht bekannt. Es wirkte vielleicht bei ihm nur der Scharfsinn des Hasses, der dem Feinde zutraut, was nach unserer eigenen Meinung zu seinem Vortheil ist.

Monsieur erzählt in dem Bericht über seine Flucht, wohl auf die Gerüchte in der Presse anspielend: „Die im Monat November verbreiteten Gerüchte, die Flucht des Königs stehe nahe bevor, hatten mich an die meinige denken lassen . . . Die Gerüchte legten sich später und wir verschoben die Ausführung . . .; ich sprach darüber mit der Königin, die mir versicherte, weder der König noch sie hätten zu jener Nachricht irgend welchen Grund gegeben; sie setzte jedoch hinzu, früher oder später werde es sicher dazu kommen, versprach, mich bei Zeiten zu benachrichtigen und rieth mir immer bereit zu sein.“ Der Bruder des Königs war also nicht in den Plan eingeweiht, über den der Bischof von Pamiers Ende Oktober mit dem General Bouillé verhandeln sollte.

Am 26. Oktober kam der Bischof von Pamiers in Metz an und eröffnete im Namen des Königs dem General Bouillé: Ludwig wolle heimlich sich aus Paris entfernen und sich nach einer Festung unter Bouillé's Befehl zurückziehen. Hier werde er die treuen Truppen und Unterthanen sammeln, und wenn alle anderen Mittel fruchtlos wären, „sich auf die Hülfe seiner Aliirten stützen“.

Bouillé versicherte den Bischof seines unbedingten Gehorsams gegen den König, erklärte aber den Plan für sehr gewagt. Er schlug

dagegen vor, Ludwig solle seinen Schwager, den deutschen Kaiser, veranlassen, Truppen an der Grenze zusammenzuziehen unter dem Vorwande, die deutschen Interessen in Elsaß-Lothringen schützen zu wollen. Hier hatte nämlich die Nationalversammlung die Feudalrechte auf den Besitzungen deutscher Reichsfürsten eigenmächtig aufgehoben, was gegen die Verträge verstieß. Die Gefahr der Invasion, meinte Bouillé, werde die Bildung einer Armee unter seinem Befehle rechtfertigen. Es komme dann darauf an, die Soldaten zu bearbeiten, daß sie den König an ihrer Spitze zu sehen wünschten. Nachdem Ludwig seine Abreise zum Heere durchgesetzt habe, müsse er es für sich gewinnen und, im Einverständniß mit Leopold II. von Oesterreich, die Rolle des Friedensstifters spielen, zugleich aber die günstige Strömung benutzen, um, besonders auf die Provinzialbehörden gestützt, die Revolution zum Abschluß zu bringen.

Der Bischof seinerseits wandte gegen diesen Plan ein, der Kaiser Leopold und die übrigen Alliirten des Königs beständen darauf, daß Ludwig erst aus Paris heraus und in voller Freiheit sei, ehe sie irgend etwas zu seinen Gunsten unternehmen könnten — eine Aeußerung, aus der hervorgeht, daß schon damals, im Oktober 1790, über eine Unterstützung durch das Ausland verhandelt worden war. Hierüber ist zwar sonst nichts Näheres bekannt, aber die Thatsache ist fast selbstverständlich und wird dadurch bestätigt, daß Ludwig XVI. in seiner Antwort auf die Denkschrift Breteuil's erklärte, er rechne auf die günstigen Gesinnungen des Kaisers und Spaniens*). Es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit der Behauptung des Bischofs zu zweifeln.

Die Flucht sollte nach dem Bischof im Frühjahr 1791 stattfinden. Ein Grund für den Aufschub war, daß von den auswärtigen Mächten gerade Oesterreich, die eine, auf deren Hülfe man ernstlich rechnete, durch die orientalischen Wirren und den belgischen Aufstand sich in Anspruch genommen sah. Außerdem brauchte man Zeit zu den eigenen Vorbereitungen für das keineswegs einfache Unternehmen. Deswegen sollte zunächst Bouillé einen in's Einzelne gehenden Plan

---

*) Vgl. S. 15.

vorlegen und dann die Mittel bereit machen, so weit dies in seinen Bereich fiel. Es wurde verabredet, daß er von nun an durch Vermittelung des Grafen Fersen eine chiffrirte Korrespondenz mit dem König unterhalte. Sie lief auch ohne alle Störung die nächsten Monate durch fort, ist aber nicht auf uns gekommen. Bouillé versichert, die Briefe des Königs sofort nach dem Empfang verbrannt zu haben. Die Briefe wurden in Metz von Ludwig Bouillé, dem Sohn des Generals, chiffrirt bez. dechiffrirt. Die Chiffer wurde auf Grund von Montesquieu's „Grandeur et décadence des Romains“ kombinirt, indem der Absender die Zahl der Seite angab, auf der sich in der obersten Zeile das zur Bildung der Chiffer dienende Wort befand. Einmal hatte Fersen die Seitenzahl anzugeben vergessen und zwar gerade in einem Brief, der den Tag der Abreise des Königs anzeigte. Bouillé hatte demnach, um zu dechiffriren, die Worte aller obersten Zeilen aller Seiten des Buchs durchzuprobiren. Nach 5 stündiger Arbeit gelang es, das rechte Wort zu entdecken.

Der General stellte dem König in seinem ersten Brief von Anfang November noch einmal vor, daß der Plan bedenklich sei, machte damit aber wenig Eindruck, da ein längeres Verweilen in Paris bei den Zuständen, die wir kennen lernten ebenfalls gefährlich war. Gegen Ende Dezember wurde Bouillé vom König aufgefordert, seinen älteren, 21 jährigen Sohn Ludwig, der von Anfang an ins Geheimniß gezogen war, zur mündlichen Besprechung nach Paris zu senden, wo er am 26. Dezember ankam und mit dem Bischof von Pamiers und mit Fersen zu verhandeln hatte.

Der junge Bouillé hörte, daß nur unbestimmte Versprechungen von den auswärtigen Mächten, namentlich vom Kaiser, bis jetzt vorlägen. Leopold sei nicht geneigt, sich voran zu wagen, halte vielmehr möglichst zurück und verlange vor allen Dingen, daß der König sich eine Partei im Innern bilde und einen Schritt thue, der keinen Rückzug gestatte. Man habe guten Grund, auf die thätige Unterstützung der Schweiz zu rechnen, da ein Vertrag mit dem Bund bestände, auch wären von Spanien und Schweden Aeußerungen der Theilnahme und Versprechungen eingelaufen. Was war das Alles werth, wenn

der Kaiser nicht voranging? Gleichwohl wurde mit dem jungen Bouillé und auch mit seinem Vater die Frage bereits erwogen, welchen französischen General man an die Spitze der Schweizer Armee stellen wolle, und wer als Vertreter des französischen Königs den spanischen Truppen beizugeben sei. Der junge Bouillé vernahm auch, daß man mit dem Gelde vorläufig nicht weiter sei, als mit der auswärtigen Hülfe. Unter diesen Umständen einigte er sich mit dem Hof leicht darüber, daß es für jetzt sich darum handle, Zeit zu gewinnen, um Mittel und Wege besser vorzubereiten, und daß die Ausführung, wie der Bischof von Pamiers und General Bouillé schon vorausgesehen hatten, bis zum Anfang des Frühjahrs warten müsse. Diesen Aufschub fand Ludwig Bouillé um so unentbehrlicher, als er die Unmöglichkeit erkannte, allein auf des Königs Truppen zu rechnen. Vielleicht, meinte er, würden bis zum Frühjahr noch nicht alle Truppen abgefallen sein, sodaß man die Flucht noch decken könne, aber um die Soldaten gegen die Versammlung zu gebrauchen, ließe sich das Beispiel fremder Truppen nicht entbehren.

Inzwischen stellte Ludwig Bouillé den Zielpunkt der Flucht im Einklang mit dem Hofe fest. General Bouillé hatte drei Grenzfestungen vorgeschlagen: Besançon, Valenciennes und Montmédy. Besançon lehnte der König wegen der weiten Entfernung ab, Valenciennes war ihm wegen seiner Nähe und seiner loyalen Bevölkerung am angenehmsten, aber Bouillé mußte im Namen seines Vaters einwenden, daß die Stadt außer dem Bereich seines Kommandos wäre, und daß man sich auf den General Rochambeau, zu dessen Bezirk Valenciennes gehörte, nicht verlassen könne. General Bouillé ließ Montmédy empfehlen und zwei Wege dorthin vorschlagen: entweder die gerade Straße, oder die Richtung auf Chimay durch die Ardennen. Ludwig erklärte sich bereit, nach Montmédy zu gehen, wenn Bouillé dabei bleibe, es für das Beste zu halten. Aber er könne unmöglich den Weg über die Ardennen, also durch österreichisches Gebiet nehmen, trotzdem er kürzer sei, denn „er wolle den Fuß nicht aus seinem Königreich heraussetzen, und er bestehe unbedingt darauf, es nicht zu verlassen. Ein solcher Schritt könne sein Volk reizen, und er wolle im Gegentheil Frieden und Ruhe."

Ein Hauptaugenmerk des jungen Unterhändlers war, eine schriftliche Erklärung von dem König zu erlangen, wodurch er sich den Rücktritt von dem einmal gefaßten Entschluß moralisch unmöglich machte. Bei dem Charakter Ludwigs XVI. lag die Besorgniß nahe, daß er die Vorbereitung beginnen ließ, aber vor der Ausführung ins Schwanken gerieth und seine Anhänger in große Gefahr brachte. Wirklich ließ sich der König herbei, einen eigenhändigen Brief an General Bouillé zu schreiben, in dem er feierlich erklärte, wenn sein Entschluß, Paris zu verlassen, einmal gefaßt und angekündigt sei, so werde er unwiderruflich sein, und man könne darauf bauen. Der junge Bouillé gab den Originalbrief des Königs zurück und brachte am 9. Januar 1791 eine Abschrift in sympathetischer Tinte nach Metz zu seinem Vater.

Inzwischen hatten sich die Aussichten des Unternehmens leider schon wieder verschlechtert. Der Sturz der Minister im letzten Viertel des Jahres 1790, von dem wir sprachen, erschütterte auch die Stellung Bouillé's. Als die Unterhandlungen begannen, im Oktober 1790, war der König noch einflußreich genug, Bouillé's schon sehr umfassendes Kommando durch die Freigrafschaft Burgund zu vergrößern. Der damalige Kriegsminister, ein guter Royalist, zeigte sich durchaus willfährig, er soll sogar selbst am 3. Oktober 1790 dem König zur baldigen Flucht gerathen haben. Aber in der zweiten Hälfte des November trat Duportail, ein Anhänger Lafayette's, ins Ministerium, der Bouillé mit Mißtrauen betrachtete, und sofort begann, seine Freiheit zu beschränken. Nachdem der General im August 1790 den Aufstand von Nancy niedergeschlagen hatte, war ihm die Befugniß zugestanden worden, die Truppen innerhalb seines Bezirks ohne höhere Ermächtigung zu disloziren. Duportail fing gleich damit an, ihm diese Vollmacht zu entziehen. Als Ludwig Bouillé im Dezember nach Paris kam, sagte ihm der neue Kriegsminister, daß er mit einer Eintheilung Frankreichs in Militärdivisionen umgehe, die Bouillé's Kommando bedeutend einschränken würde — ein Gedanke, der indeß erst später zur Ausführung kam. Dafür blieben die längst versprochenen Schweizertruppen ihm versagt; die treuesten, namentlich

die fremden Regimenter, auf die Bouillé für das Unternehmen gerechnet hatte, würden ihm fortgenommen und dafür die meuterischsten ihm gegeben; überhaupt nur einige brauchbare zu behalten, kostete Mühe und Umwege, und bis zuletzt sah sich Bouillé durch Befehle des Kriegsministeriums, wonach werthvolle Truppen wegverlegt wurden in seinen Anordnungen gestört.

Unter diesen Schwierigkeiten waren die nöthigen Truppendislokationen zu betreiben, waren für das königliche Parteiheer Proviant, Futter, Munition, Zelte, Kanonen in Montmédy aufzuspeichern, war die Umwechselung der vom Hof erhaltenen einen Million Banknoten in baares Geld zu besorgen und — alles das durch Leute, die den Zweck nicht wissen durften.

Die unter Bouillé dienenden Generale ahnten, daß ein Fluchtprojekt bestand, aber Niemand außer Ludwig Bouillé war eingeweiht. Der General hatte also beständig Komödie zu spielen, gerade die Untergebenen, die mitwirkten, fortwährend zu täuschen, immer mit dem unheimlichen Gefühl, daß er von ihnen vielleicht durchschaut sei. Wie schwankend der Boden unter seinen Füßen ihm vorkam, sieht man daraus, daß der König nicht in der Festung selbst seinen Aufenthalt nehmen sollte, weil er hier einer Meuterei zum Opfer fallen könnte, ohne die Möglichkeit der Flucht zu haben. Er sollte vielmehr in dem Dorf Thonelle wohnen, am Eingang des Passes, der nach Virton führte, dem Orte, wo die Oesterreicher nach Bouillé's Plan sich aufzustellen hatten. Zur Aufnahme der königlichen Familie war in Thonelle das dortige dem Abbé de Courville gehörende Schloß bestimmt. Ende April 1791 erschienen die Anstalten als wohl oder übel vollendet, und Bouillé schrieb dem Könige, daß in Montmédy Alles bereit sei, um ein Lager mit Proviant und Munition unter den Kanonen der Festung zu bilden.

In demselben Monat April kam man in Paris zu der Ueberzeugung, daß sich die Flucht nicht verschieben lasse, bis die Unterhandlungen über die österreichische Hilfe abgeschlossen wären, die wir noch genau schildern. Man setzte die Besprechungen mit Wien allerdings eifrig fort, bereitete sich aber vor, die Flucht auch dann zu

unternehmen, wenn kein österreichisches Korps an der belgischen Grenze stände. Freilich erklärte Bouillé in einem Briefe an Fersen vom 18. April die Flucht ohne äußere Hilfe für verrückt, aber da die Oesterreicher nicht kommen wollten, begnügte er sich vorläufig damit, das Gerücht unter der Grenzbevölkerung zu verbreiten, sie wären im Anmarsch. Der General verlangte nämlich nach der fremden Hilfe nicht nur, weil die eigenen Leute unzuverlässig waren, sondern auch, weil er eines Vorwandes für die Bewegungen seiner Truppen bedurfte In der That wurde der Glaube an den Krieg mit Oesterreich so allgemein, daß z. B. die Stadt Metz und der dortige patriotische Klub Abordnungen an die Nationalversammlung schickten, um Maßregeln zum Schutz der Grenze zu verlangen. Wem war dies angenehmer als Bouillé, der unter dieser Aufregung ohne Anstoß militärische Vorkehrungen aller Art treffen konnte. Sein Manöver hatte so gewirkt, daß der Minister des Auswärtigen aus Paris schrieb, um ihn wegen der Oesterreicher zu beruhigen, und daß der gefährliche Kriegsminister, indem auch er die Aufregung für nicht berechtigt erklärte, sogar Bouillé's eifrige Wachsamkeit an der Grenze belobte.

Natürlich erforderten die geheimen Rüstungen Bouillé's, wie das ganze Unternehmen, viel Geld, dessen Anschaffung große Schwierigkeiten machte. Graf Mercy, ehemals österreichischer Botschafter in Paris, jetzt kaiserlicher Kommissar in Belgien, war um seine Vermittelung ersucht worden. Er schrieb, es sei jetzt schwierig, ein größeres Anlehen in Holland, dem gewöhnlichen Markt, zu erlangen, wo er einen vergeblichen Versuch gemacht habe. Mercy verwies auf den Landgrafen von Hessen-Cassel, der gegen Sicherheit wohl geneigt und mit seinem Schatz von 15—20 Millionen Gulden auch im Stande wäre, ein großes Darlehn zu gewähren. Ob Versuche bei dem Landgrafen gemacht worden sind, muß dahingestellt bleiben, daß er ein Darlehn gegeben hat, ist jedenfalls nicht wahrscheinlich, denn in dem Verzeichniß der kurfürstlichen Kriegskassenkapitalien von 1807 ist keins aufgeführt.

Wieviel man schließlich hatte, läßt sich nicht genau sagen. Nach der Verhaftung des Königs nahmen die Kommissare der National-

versammlung 600 000 Franken Banknoten und 13 000 Franken baar aus dem Reisewagen. Eine Million in Banknoten war 3 Wochen vor der Flucht an Bouillé abgegangen. 400 000 Franken hatte Fersen theils aus eigenen Mitteln vorgestreckt, theils geborgt. Die Kreditoren waren zwei in Paris lebende Ausländerinnen: Frau Stegelmann, die Wittwe eines Petersburger Bankiers und ihre Tochter, Frau von Korff, die Wittwe eines russischen Obersten. Fersen schrieb 4 Wochen vor der Flucht, man habe 4 Millionen, 3 Wochen vorher, die Flucht solle eventuell einige Tage verschoben werden, da man die Auszahlung von 2 Millionen Zivilliste abwarten müsse, deren Termin nicht ganz genau bestimmt sei.

Für einen Bürgerkrieg ist das sehr wenig. Der Hof verließ sich aber darauf, daß die verwandten und verbündeten Fürsten ihn mit Geld so gut unterstützen würden, wie mit Soldaten, wenn Ludwig nur erst in Freiheit wäre.

Drittes Kapitel.

Verhandlungen der Königin von Frankreich mit Leopold II. über die österreichische Intervention.

Bis Juni 1791.

Wir erzählten, daß der Bischof von Pamiers Bouillé im Oktober 1790 mittheilte, die Kabinete von Paris und Wien besprächen eine bewaffnete Einmischung Leopolds II. zu Gunsten seines Schwagers. Wir erzählten ferner, daß die Hoffnung auf österreichische Hilfe das Königspaar neben anderen Gründen bestimmte, das Unternehmen auf das Frühjahr 1791 zu verschieben. Man durfte sich aber in Paris nicht verhehlen, daß die Lage der habsburgischen Monarchie gerade damals eine schwierige war: Leopold II. hatte einen innerlich erschütterten, von außen bedrohten Staat von seinem vor kurzem verstorbenen Bruder, Josef II., geerbt und gebrauchte Zeit, um die Erbschaft zu ordnen. Die Oesterreicher rückten in die Hauptstadt des abgefallenen Belgiens erst im Dezember 1790 wieder ein, und das Statthalterpaar, Herzog Albert von Teschen und Erzherzogin Marie Christine, die Schwester der Königin von Frankreich, wagten erst 6 Tage vor der Flucht Ludwigs sich nach Brüssel zurück. Der gefährliche Bruch zwischen Oesterreich und Preußen war durch die Konvention von Reichenbach auch nur erst nothdürftig geheilt, denn Leopold konnte sein Versprechen, Frieden auf der Basis des status quo mit den Türken zu schließen, vorläufig nicht einlösen. Rußland nämlich, das damals ebenfalls mit der Pforte im Kriege lag, weigerte sich,

unter ähnlichen Bedingungen Frieden zu machen, und der Kaiser von Oesterreich glaubte eine einseitige Vergrößerung dem ungeheuren Reiche nicht gewähren zu dürfen. Die Präliminarien des Friedens zwischen Oesterreich und der Türkei, von denen der Frieden zwischen Oesterreich und Preußen abhing, sind erst wenige Tage vor der Flucht Ludwigs unterzeichnet worden. Die polnische Frage, für Oesterreich ebenfalls eine Frage ersten Ranges, spielte in diese Verwickelungen hinein und drohte mit unberechenbaren Folgen, wie denn die zweite Theilung des Landes in der That bald nöthig wurde.

Der 80 jährige Kaunitz stand der Noth des französischen Königspaares mit der größten Kälte gegenüber. Für ihn waren nicht die verwandtschaftlichen Gefühle seines Monarchen, sondern die österreichischen Interessen maßgebend. Er sah die Erschütterung der Monarchie Ludwigs XIV. ganz gern, er fürchtete für Oesterreich keine Ansteckung durch die revolutionären Ideen. Infolgedessen trat er dafür ein, Ludwig XVI. sich selbst zu überlassen und mit der österreichischen Macht österreichische, osteuropäische Interessen zu verfolgen.

Kaiser Leopold war eine diplomatische Natur „voll erleuchteter Vorsichtigkeiten“, wie Kaunitz von ihm rühmt. Er lebte für den österreichischen Staat, dem er als kluger Politiker große Dienste geleistet hatte, aber er hoffte, daß eines Tages der Moment kommen werde, wo die Staatsinteressen ihm erlauben würden, für seine Schwester einzutreten. Vorläufig hielt er die lästige Bittstellerin mit Versprechungen und Ausflüchten hin. Er bekannte sich stets zu der Verpflichtung, zu Hilfe zu kommen, hat aber niemals bis zu seinem Tode die Lage Oesterreichs für günstig genug gehalten, um für seine Familie in Frankreich etwas zu thun.

Die Korrespondenz über die Flucht ist nur zum kleineren Theil zwischen Marie Antoinette und ihrem Bruder Leopold direkt geführt worden, zum größeren Theil zwischen ihr und Mercy, dem damaligen Bevollmächtigten des Kaisers in den Niederlanden, dem ehemaligen österreichischen Botschafter in Paris, den wir kennen. Sein altes, vertrautes Verhältniß zur Königin machte ihn zum Vermittler zwischen Paris und Wien sehr geeignet. Die Verbindung mit Brüssel war

überdies leichter, und er war ein für allemal ermächtigt, aus den Briefen der Königin nach Wien mitzutheilen, was ihm wichtig erschien.

Die Königin von Frankreich hatte am 11. Januar 1791, wenige Tage, nachdem Ludwig Bouillé Paris verlassen hatte, dem Grafen Mercy das Ergebniß der Unterhandlungen mitgetheilt*), der nicht unterließ, an Leopold demgemäß zu berichten. Darauf gab eine Wiener Kabinetsdepesche vom 27. Januar**) Marie Antoinette den Rath, „alle entscheidenden Schritte auf spätere Zeiten zu verschieben". Die Königin von Frankreich richtete dagegen am 13. Februar ein ausführliches Schreiben**) an Mercy, worin sie ihre Pläne rechtfertigte und am 27. Februar einen entsprechenden Brief an Leopold***). Sie schrieb dem Kaiser, ihr Gemahl und sie wären von der Gefahr der Uebereilung überzeugt, aber das Uebel sei in so raschem Fortschreiten, daß man ihm entgegentreten müsse; durch zu langes Zögern könne Alles verloren gehen. Von Spanien sei die Antwort eingetroffen, daß es dem französischen Hof mit Truppenmacht beistehen werde, wenn der Kaiser, Sardinien und die Schweiz dasselbe thäten. Die Königin bat den Bruder um raschen Bescheid.

Leopold ertheilte am 14. März folgende wenig ermuthigende, unklare Antwort: „Ich kann im gegenwärtigen Augenblick nicht zu einem entscheidenden Schritt rathen. Das Sicherste scheint mir noch immer, zu laviren, um Zeit zu gewinnen und günstigere Umstände abzuwarten. Denn trotz meines Wunsches und guten Willens bin ich außer Stande, ohne das Einverständniß und die Mitwirkung mehrerer großen Höfe von Europa Euch so kräftig zu helfen und aus der

---

*) Feuillet de Conches: Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth — Lettres et documents inédits. 6 vol. Paris 1864—1873. II, 36.

Daß die Dokumente Feuillet's zum Theil nicht echt sind, ist bekannt, aber Herr von Arneth hat auf meine Bitte die Güte gehabt, im Wiener Archiv eine Anzahl von Briefen Marie Antoinette's zu revidiren, die sich als echt und korrekt erwiesen.

**) Feuillet I, 451. Ebenfalls von Arneth revidirt.

***) Arneth: Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel. Wien 1866. S. 146.

Verlegenheit zu reißen, wie ich möchte; die Verständigung mit der Schweiz und Sardinien allein kann nicht ausreichen". Der Kaiser setzt hinzu: „Ich habe dem Grafen Mercy ausführlich auf Alles geantwortet, was Sie ihm (am 13. Februar) geschrieben haben". Hieraus ist zu entnehmen, daß es Mercy überlassen sein sollte, der Königin Mittheilungen aus dem Brief des Kaisers zu machen.

Dieser Verpflichtung entledigte sich Mercy durch die Briefe vom 7. und vom 29. März*), die beide auf denselben Ton gestimmt sind und sich ergänzen: Keine Macht, die sich in die französischen Verhältnisse einmischen möchte, sagt Mercy, kann einen Entschluß fassen vor der Beendigung der orientalischen Krise. Während der nächsten drei Monate kann um diese Fragen der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen=England ausbrechen und daraus ein europäischer Brand entstehen. Oesterreich ist dabei besonders gefährdet, denn preußische und englische Wühler können die belgische Revolution jeder Zeit von neuem entzünden. Also kann der Kaiser, der einzige uneigennützige Freund, den die königliche Familie hat, nur einschreiten, wenn er nicht fürchten muß, in Krieg mit Preußen und England verwickelt zu werden. Er muß aber noch eine zweite Bedingung stellen: Eine royalistische Schilderhebung in Frankreich ist die Voraussetzung seiner Einmischung, und sie erscheint nur möglich, wenn der König aus Paris zuvor heraus ist. Bricht der Bürgerkrieg aus, so empfiehlt es sich, den Elsaß zur Basis der Operationen zu machen — (ein schlauer Rath im Munde des kaiserlichen Kommissars für Belgien, der den Krieg an der französisch=österreichischen Grenze aus guten Gründen nicht haben wollte!). Ob die Verhältnisse die Flucht und den Bürgerkrieg gestatteten, läßt sich nur an Ort und Stelle entscheiden, aber wenn die Flucht gelingt und der König im Elsaß einige treue Truppen um sich versammeln kann, wenn sich außerdem die Royalisten in der Bretagne und im Süden anschließen, „dann wird ein Erfolg sehr wahrscheinlich, und dann wird auch die Hilfe von außen nicht fehlen". Andererseits darf man nicht vergessen, daß das Unternehmen immer

ein hochgefährliches Wagniß bleibt, womit über die Krone und ihre Träger das Loos geworfen wird.

Dieser Brief enthält die Empfehlung der Flucht und des Bürgerkrieges, wenn auch mit vorsichtigen Klauseln. Es ist merkwürdig, daß Leopold in seinem Brief vom 14. März nur von der Einmischung des Auslandes spricht und seine Schwester für das, was er sonst noch zu sagen habe, auf den Mercy'schen Brief verweist. Der Verdacht steigt auf, daß der Kaiser jenen Rath, der schwere moralische Verpflichtungen auflegte, absichtlich durch einen Dritten aussprechen ließ, um seine persönliche Verantwortung zu vermindern. Am französischen Hof machte man zwischen den Briefen Leopolds und Mercy's keinen Unterschied: Fersen nennt das Schreiben Mercy's, das wir eben besprachen, „la réponse de l'empereur" und Marie Antoinette „la réponse de Vienne".

Ueber die militärische Einmischung sprach Graf Mercy wie das delphische Orakel: Er sagte, sie werde erfolgen, wenn ein mächtiger Aufstand zu Gunsten des Throns im Innern Frankreichs erfolgt sei und machte sie zugleich von der allgemeinen europäischen Lage abhängig, aber ohne eine dieser beiden Bedingungen genauer zu bestimmen.

Nachgerade ging dem Pariser Hofe die Ueberzeugung auf, daß er nicht wissen könne, wann man zum Einverständniß mit der Wiener Regierung gelange. Andererseits wurde der Aufenthalt in der Hauptstadt immer unerträglicher. Ende Januar 1791 hatte der König nolens volens das Gesetz vom Dezember 1790 ausführen und die den Eid weigernden Priester aus ihren Pfründen vertreiben müssen. Ende Februar 1791 begann der Pöbel wieder sich drohend zu regen: Die Stadt ließ an dem Schloß von Vincennes arbeiten, um es zur Aufnahme von Gefangenen herzurichten, da die Pariser Gefängnisse überfüllt waren. Die Presse bemächtigte sich dessen und behauptete, man wolle hier eine neue Bastille erbauen in unterirdischer Verbindung mit den Tuilerien, und so denke der König aus Paris zu entkommen. Am Morgen des 28. Februar zog ein Haufe Pöbel, von professionellen Aufwieglern geleitet, aus der Antonsvorstadt, wo Sturmglocke und Lärmtrommel ertönten, nach Vincennes, um das Schloß zu zer-

stören. Die Nationalgarde war sehr lau, zum Theil dem Unfug günstig. Am Nachmittag rückte La Fayette mit einer Truppenabtheilung nach Vincennes und stellte, nicht ohne Mühe, die Ordnung wieder her, nachdem ein Theil des Gebäudes zerstört war. Mit einer großen Anzahl von Gefangenen, die er unter den Rebellen aufgegriffen hatte, zog er bei Dunkelwerden wieder in Paris ein.

Hier war am Morgen in den Tuilerien ein Mann verhaftet worden, der einen kurzen Hirschfänger bei sich trug. Nachdem er als ein Edelmann von eifrig loyaler Gesinnung erkannt war, der die Waffe seit Jahren zu seiner Sicherheit führte, wurde er freigelassen. Trotzdem verbreitete sich das Gerücht von einem Mordanschlage gegen den König. Hunderte von königlich Gesinnten erschienen bewaffnet mit Pistolen, Degen und Dolchen in den Tuilerien, um ihren Herrn zu schützen. Es erscheint bei der damaligen Lage der königlichen Familie am Ende nur natürlich, daß im Augenblicke der Gefahr eine Anzahl von Getreuen auch ohne besondere Verabredung zur Stelle waren, aber es muß doch eine Art Komplot gewesen sein, denn die Royalisten besaßen Karten des Oberkammerherrn, womit sie in die Gemächer zwischen dem Zimmer des Königs und dem Wachtsaal der Nationalgarde gelangten. Als die Nationalgarde auf die Gegenwart der Versammelten aufmerksam wurde, gerieth sie in die größte Aufregung. Hier war eine Verschwörung, mindestens eine Verhöhnung der Nationalgarde, die man aus ihrem Amt, den König zu schützen, verdrängen wollte! Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich, als der König persönlich einschritt. Er bat seine unbesonnenen Freunde, die Waffen niederzulegen und sich zu entfernen. Aber ehe sie auseinandergehen konnten, hatten sie Beschimpfung, Durchsuchung und Mißhandlung zu erdulden. Als La Fayette zurückkam, machte er dem Herzog von Villequier, dem Oberkammerherrn, die heftigsten Vorwürfe. Er eilte darauf zum König, der in die Klage ausbrach, die Thorheit derer, die sich seine Freunde nennten, würde ihn noch zu Grunde richten. Ludwig befahl auf das Andringen des Generals, daß die Waffen in den Wandschränken des Schlosses an die Nationalgarde übergeben würden. Die Nationalgarde zerbrach sie im Schloß-

hof unter Spott und Hohn, und La Fayette erließ am 29. einen Tagesbefehl, worin er sich scharf und verletzend über die obersten Hofbeamten aussprach, die „Vorgesetzten des Hofgesindes".

Weil man unter den eingezogenen Waffen auch Dolche gefunden hatte, wurde der 28. Februar „Journée des poignards" und die freiwillige Leibwache „Chevaliers du poignard" genannt. Sprach doch die revolutionäre Presse schon lange davon, daß die Royalisten tausende von Dolchen zur Ermordung der Patrioten anfertigen ließen.

Die Gemüthsbewegung des „Tages der Dolche" scheint zu der Krankheit des Königs beigetragen zu haben, die vom 4. bis zum 20. März 1791 dauerte, aber durch falsche Lebensweise schon lange vorbereitet war. Der sehr beleibte Herr, der an häufige und starke Bewegung gewöhnt war, hatte die Jagd der schrankenlosen Jagdfreiheit wegen fast ganz aufgegeben und versagte sich überhaupt alle Bewegung, da die Oeffentlichkeit ihn nur demüthigen konnte.

Man erzählte sich damals in Paris, die Krankheit sei nur eine Finte, um die öffentliche Meinung zu bestimmen, daß sie Ludwig zu seiner Erholung einen Landaufenthalt verordne, und dies solle die Einleitung zu einer weiteren Reise und zu reaktionären Unternehmungen bilden. Und allerdings ist es erwiesen, daß die Royalisten einen ähnlichen Plan schon im Februar besprachen und den Gedanken, als die Krankheit wirklich eintrat, wieder aufnahmen. Die Versammlung und die Kommune hielten die Krankheit für erfunden und begegneten der vermuthlichen Verstellung mit Verstellung.

Der Präsident der Versammlung las täglich die Bulletins der Aerzte vor mit ihren Einzelheiten über die angewandten Brech- und Abführmittel und über die Beschaffenheit aller Ausscheidungen. Dreimal begab sich eine Abordnung der Versammlung nach dem Schloß, sich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen. Einmal wurde sie von der Königin empfangen und berichtete dann, was J. M. über die gute Wirkung eines Brechmittels gesagt hatte, worauf die Versammlung und die Tribünen applaudirten. Ein andermal berichtet die Abordnung, daß die Königin ihr „mit viel Gefühl" mitgetheilt habe, sie sei jetzt über die weiteren Folgen der Krankheit beruhigt.

Am 20. März 1791 veranstaltete die Stadt wegen der Genesung des Königs ein feierliches Tedeum in Notre-Dame, dem die Versammlung beiwohnte und Abends eine allgemeine Erleuchtung.

In den Sitzungen der Versammlung vom 22. bis zum 25. März kam das Gesetz über die Regentschaft zur Berathung. Die Anhänger des Hofs hätten gern die Königin-Mutter für den Fall einer Minderjährigkeit zur Regentschaft berufen, indessen nur Cazalès wagte, offen dafür aufzutreten. Es wurde beschlossen, daß die Regentschaft dem nächsten, bei gleichem Grad dem ältesten Agnaten zustände, und daß die Frauen davon ausgeschlossen wären, eine Bestimmung, die offenbar gegen Marie Antoinette persönlich gerichtet war, da Königinnen-Mütter als Regentinnen in Frankreich wiederholt geherrscht hatten. Sie und mit ihr der König waren tief verletzt, obschon ein anderes Gesetz der Mutter des minderjährigen Königs die Obhut über seine Person übertrug.

Am 29. März wurde ein anderer Beschluß gefaßt, der ebenfalls beredtes Zeugniß ablegte von dem „Mißtrauen, dem schrecklichen Mißtrauen", an dem, wie die Königin oft sagte, die Versöhnung zwischen Volk und Fürst immer wieder scheiterte. Die Versammlung setzte fest, daß, wenn sie tage, der König in ihrem Bereich sich aufhalten müsse und höchstens 90 Kilometer von ihr sich entfernen dürfe. Wenn der König im Auslande weile und auf den Ruf der Versammlung nicht zurückkehre, solle er angesehen werden, als hätte er dem Thron entsagt. Diesem feindseligen Beschluß gab man den gehässigen Titel: „Gesetz über den Aufenthalt der öffentlichen Beamten".

Die nichtssagenden Briefe Mercy's und Leopolds vom 7. und 14. März und die unwürdige Lage des Königspaars veranlaßten den Günstling der Königin, Grafen Fersen, durch dessen Hände die Korrespondenz mit Bouillé ging und der überhaupt bei dem ganzen Unternehmen eine bedeutende Rolle spielte, zu der folgenschweren Denkschrift vom 27. März*). Hier führt der Graf aus, die Lage werde

---

*) Klinckowström: „Le comte de Fersen et la cour de France". Paris 1877. I, 91.

immer schlechter, während ein bindendes Versprechen der Einmischung vom Ausland nicht zu erlangen sei. Andererseits stehe fest, daß eine Anzahl von Suveränen viel Sympathie für den König und Neigung habe, ihm zu helfen. Fersen schlug also vor, diesen Leuten Muth zu machen und sich selbst die Aussicht auf eine bessere Zukunft zu eröffnen, indem man die Flucht auch ohne österreichische Hilfe wage, wenn es nicht anders sein könne. Das Gewicht der Fersen'schen Denkschrift wurde durch die Briefe Mercy's vergrößert, die den Eindruck machten, als ob man in Wien einen entscheidenden Schritt erwartete. König und Königin sahen keinen andern Ausweg, als den gefährlichen Rath anzunehmen, und seit Anfang April stand der Entschluß in den Tuilerien fest, unter allen Umständen bald zu fliehen, was auch die Unterhandlungen mit Wien ergeben möchten. Die gewundenen Ausflüchte Mercy's hatten Marie Antoinette sehr erregt, und sie richtete am 14. April 1791 eine gereizte Antwort an den Grafen:

„Ich muß mich," sagt sie*), „sehr unklar ausgedrückt oder man muß mich in Wien falsch verstanden haben, da man mir antwortet: „so lange Ihr nicht in Sicherheit seid, kann kein Versuch von außen wirksam werden . . ." Haben wir denn je verlangt, daß man das Mindeste thun soll, ehe wir selbst es zweckmäßig finden? Aber um dies zu beurtheilen, und um unser ganzes Verfahren danach richten zu können, habe ich nicht aufgehört, eine positive Antwort zu verlangen, und man will sie mir nicht geben. Meine Frage war und ist: Wenn es uns gelingt, aus Paris heraus und nach einem festen Platz zu kommen, und wenn wir von da die Hilfe des Kaisers an unsern Grenzen anrufen, können wir darauf rechnen? Ja oder Nein? Ohne diese vorhergehende Zusicherung ist hier nichts zu unternehmen. Aber, um meine Meinung noch klarer zu machen, — wir werden von keiner Macht (ausgenommen im Nothfall) verlangen, ihre Truppen hier einrücken zu lassen. Wir wünschen nur versichert zu sein, daß die Mächte in dem Augenblick, wo wir in der Lage sind, sie in Anspruch zu nehmen, Truppen in hinreichender Zahl an ihren Grenzen

*) Feuillet II, 37. Von Arneth revidirt.

gegen Frankreich bereit halten, um als Rückhalt für alle Wohlgesinnten und Unzufriedenen zu dienen, die sich dem König anschließen wollen, aber der Entfernung wegen oder aus anderen Gründen nicht bis zu uns gelangen können. Die Schweiz und Sardinien sind sehr günstig gesinnt, aber sie vermögen nichts ohne die Einigkeit der großen Mächte. Sie kennen die Antwort von Spanien; ich habe sie meinem Bruder durch den (spanischen) Kurier melden lassen, der über Paris nach Wien ging. Er antwortete mir am 14. März durch dieselbe Gelegenheit kein Wort über Spanien, so daß ich dem (spanischen) Botschafter, der mich eifrig nach der Antwort von Wien fragte, nichts sagen konnte. Das ist sehr unangenehm, denn wenn sein Hof nicht aufrichtig ist, wird er die Gleichgültigkeit des Kaisers zum Vorwand machen, um nichts zu thun, und, wenn er wohlgesinnt ist, wird seine natürliche Langsamkeit durch das Schweigen von Wien nur noch wachsen."

„Die fremden Mächte und namentlich der Kaiser sagen uns immer, wir möchten warten, aber können wir? Das Uebel steigt täglich, die Reaktion in der öffentlichen Meinung hat ihren Höhepunkt erreicht; sie wird von jetzt bergab gehen. Die Schweiz und Sardinien müssen mißtrauisch werden und die Lust verlieren, wenn man sie zu lange warten läßt . . . Die wohlgesinnten Provinzen werden, wenn sie sehen, daß man sie immer hinhält und nichts thut, sich drein ergeben und sich so gut wie möglich mit dem gegenwärtigen System einrichten, und die ausgewanderten Franzosen werden vielleicht Thorheiten begehen, die ihnen zum Verderben gereichen, uns aber in eine Lage versetzen, aus der wir keinen Vortheil zu ziehen vermögen."

„Antworten Sie mir bald, namentlich über das, was wir im Fall der Entweichung zu erwarten haben und was nicht."

Mercy's Antwort vom 21. April*) auf das „Ja oder Nein"! der Königin war noch ausweichender, als seine Briefe vom 7. und 29. März. Während er die Aussicht auf die Flucht und den Bürgerkrieg früher nicht ohne Hoffnung betrachtete, sah er jetzt dabei

---

*) Arneth S. 156.

keine Möglichkeit des Gelingens. Der Graf rieth Ludwig, trotz der Demüthigungen des 18. Aprils — von denen wir gleich reden — in Paris zu bleiben, denn die Dinge könnten nun nicht mehr schlimmer werden, auch müßte die Reaktion der öffentlichen Meinung sich noch verstärken. Der König sollte die Wahlen zur neuen Nationalversammlung in seiner Hauptstadt abwarten, bis dahin werde Europa sich beruhigen, und dann dürften die Großmächte auch an ihn denken. Vorläufig wäre der Kaiser wegen der allgemeinen Lage und der belgischen Verhältnisse außer Stande, einzuschreiten. Uebrigens böten die österreichischen Truppen, die inaktiv an der französischen Grenze ständen, auch in diesem Zustande eine Stütze, falls Ludwig doch flöhe.

Dieser unbestimmte Hinweis auf nicht gerüstete, zerstreute Streitkräfte konnte dem Pariser Hof wenig genügen und noch weniger Bouillé. Ludwig Bouillé erklärte schon im Dezember 1790 für unmöglich, das Unternehmen mit französischen Truppen allein durchzuführen, die Oesterreicher wären nöthig: „tant pour servir d'asile au Roi, en cas de malheur, que pour soutenir et même contenir les troupes, si elles chancelaient". Der alte Bouillé forderte im Januar 1790, daß ein österreichisches Korps an die Luxemburger Grenze rücke und erklärte im April die Flucht ohne fremden Beistand für verrückt. In demselben Briefe, vom 18. April, verstand sich der General übrigens dazu, seine Wünsche auf das niedrigste Maß herabzusetzen. Er schrieb an Fersen, seine Leute würden immer unzuverlässiger, und da man auf den Kaiser soviel wie wünschenswerth leider kaum rechnen könne, hoffe er, daß wenigstens 10 000 Oesterreicher bei Luxemburg mit dem Befehl sich aufstellten, auf Verlangen zu den königlichen Truppen zu stoßen.

Unmittelbar nachdem die Königin den Brief Bouillé's vom 18. erhalten hatte, beantragte sie am 20. bei Mercy die Aufstellung der 10 000 Oesterreicher, noch ehe sie auf ihren unmuthigen Brief vom 14. April jene ausweichende Antwort des Grafen vom 21. April empfing. Er antwortete am 27.*), ihm stehe frei, die Grenze mit

*) Arneth S. 160.

Truppen zu besetzen, aber er besitze unter den jetzigen Verhältnissen nicht das Recht, die Grenze zu überschreiten, die Königin müsse sich an den Kaiser direkt wenden.

Leopold war Mitte März 1791, während Kaunitz in Wien blieb, nach Oberitalien gereist, wo er, den Ort mehrmals wechselnd, bis in den Juli hinein verweilte. Natürlich störte die lange Reise des Kaisers die Geschäfte sehr, denn Leopold in Italien und Kaunitz in Wien mußten jeder bei den wichtigen Sachen gefragt werden. Die Briefe des französischen Hofes gingen in der Regel erst an Mercy nach Brüssel, von da nach Wien und von Wien nach Italien, sodaß die beiden Leser in Brüssel und Wien einen Brief unter Umständen ziemlich lange aufhalten konnten. Uebrigens beförderten sie die Hilferufe der Königin niemals durch außerordentliche Kuriere, sondern durch die regelmäßigen oder durch Gelegenheiten. Die vorliegenden Daten beweisen, daß die Briefe Marie Antoinette's an ihren Bruder in Florenz durchschnittlich 20 Tage liefen. Ebenso bedächtig wurden die Mittheilungen des Kaisers an den französischen Hof besorgt. Das war kleinlich schlau, aber ganz im Stil der Staatskunst Leopolds.

Wir erzählten, daß Graf Mercy am 27. April die Königin mit ihrer Forderung von 10 000 Mann an den Kaiser verwies. Ehe ihr Brief den Bruder erreichte, hatte Leopold nach einer Pause von 6 Wochen wieder einmal persönlich zur Feder gegriffen. Er schrieb am 2. Mai*) an seine Schwester in Frankreich: „Theuerste Schwester, ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, nicht aus Mangel an Anhänglichkeit, sondern weil die sicheren Gelegenheiten fehlten, und ich fürchtete Sie blos zu stellen." Diesen Brief, fährt der Kaiser fort, nehme Graf Bombelles, dessen Treue gegen den König erprobt sei, an Breteuil**) mit, der für die weitere Beförderung sorgen werde. Er spricht dann von seiner Anhänglichkeit und seiner Theilnahme. „Wenn ich nichts thue, so geschieht es aus Furcht, nicht

*) Vgl. Arneth S. 161.

**) Vgl. S. 14.

mit Euren Absichten zusammen zu treffen, die man doch nicht kennen kann. Man versprach mir, jemand aus Frankreich würde kommen, um mich von allem in Kenntniß zu setzen, ich würde Ihre Absichten schriftlich erhalten. Keines von beiden ist geschehen." Er habe bisher den Grafen Artois*) von allen Unternehmungen zurückgehalten, aber nun wolle der Graf von Italien nach den Niederlanden gehen. „Ich verspreche, daß ich keinen Schritt anders als im Einverständniß mit Ihnen und im Einklang mit Ihren und des Königs Absichten thun werde. Allein ich beschwöre Sie, finden Sie irgend ein Mittel, . . . mich direkt von Ihren und des Königs Absichten und Plänen in Kenntniß zu setzen; ferner davon, was ich thun und nicht thun soll, und welche Personen Euer Vertrauen besitzen, so daß ich ihnen glauben darf, wenn sie in Ihrem und des Königs Namen reden; denn dieses Recht maßen sich viele an . . . . Laßen Sie mich auch wissen, welches Verhalten und welche Sprache ich dem Grafen von Artois gegenüber anwenden soll."

Breteuil beförderte den Brief auf geheimen Wegen nach den Tuilerien, wo er kurz vor dem 22. Mai eingetroffen sein wird, von dem die Antwort der Königin datirt ist. Man kann Marie Antoinette schwerlich verdenken, wenn sie hier sagt, sie sei erstaunt, daß ihr Bruder ihre Absichten nicht kenne. Hatte er doch die Hilferufe vom 13. und 27. Februar**), die ihn in den Fluchtplan vollständig einweihten, bereits in Händen gehabt! Uebrigens erhielt der Kaiser bereits Antwort auf seine besorgten Fragen, ehe der Brief aus den Tuilerien eintraf. Breteuil nämlich, der von den französischen Majestäten in alles eingeweiht war, wie seine Vollmacht als diplomatischer Agent bei den fremden Höfen***) erforderte, nahm Kenntniß von dem Schreiben Leopolds, ehe es nach Paris weiter ging. Sofort schickte Breteuil den Grafen Bombelles aus Solothurn zum Kaiser zurück mit dem Auftrag, eine vorläufige Antwort auf die

---

*) Bruder des Königs, damals Haupt der Emigranten, später Karl X.

**) Vgl. S. 26.

***) Vgl. S. 15.

Fragen Leopolds zu geben und ihn um die 10 000 Mann und um 15 Millionen Subsidien zu bitten.

Breteuil hatte ganz im Sinn der Tuilerien gehandelt. Am 23. Mai erhielt er durch Fersen den Auftrag, Bombelles mit genau denselben Instruktionen abzuschicken, mit denen er Mitte des Monats beim Kaiser bereits angelangt war. Hier hatte der Graf nicht erreicht, daß Leopold etwas schriftliches von sich gab, indessen war ihm gestattet worden, die kaiserlichen Aeußerungen zu Papier zu bringen und die Aufzeichnung Leopold vorzulegen, der mit dem Schriftstück sich einverstanden erklärte. Was es enthielt, berichtet ein Brief Breteuils an Fersen*) vom 29. Mai und ein Brief der Königin an Mercy vom 5. Juni**).

Danach hatte der Kaiser gesagt, er schicke sofort einen Kurier an Mercy mit dem Befehl, die 15 Millionen anzuschaffen und 15000 Mann an die Grenze zu schicken, außerdem könne der König, wenn er in Freiheit sei, über alle Kassen von Brabant verfügen und alle kaiserlichen Truppen anweisen, seinen Befehlen zu gehorchen.

Bombelles sagte die Wahrheit, Kaiser Leopold machte ihm glänzende Versprechungen. Er hat sie aber nicht gehalten. Was zunächst die 15 Millionen betrifft, so ertheilte der Kaiser am 20. Mai, also kurz nach der Konferenz mit Bombelles, Kaunitz die Weisung, „dies in guter Art abzulehnen, da es unausführbar sei"***). Nur solle Mercy mitgetheilt werden; daß Graf Artois†) im französischen Flandern Gelder in der Höhe von 5 Millionen Franken habe, die er geneigt wäre, dem König nach der Flucht zur Verfügung zu stellen. Der Kaiser sagte dagegen für Artois bei Hope und bei Bethmann-Hollweg im Betrage von 2 Millionen Franken gut††).

Leopold löste also seine finanziellen Versprechungen sehr unvollkommen ein, seine militärischen aber — gar nicht, oder er schob wenig-

*) Klinckowström I, 130.

**) Arneth S. 171.

***) A. Beer. Sybels Historische Zeitschrift 1872. I. S. 24.

†) Er hatte den Kaiser in Italien aufgesucht.

††) Bei Beer. Ibidem.

stens ihre Erfüllung bis nach dem Mißlingen der Flucht hinaus, wo sie nichts mehr nützen konnte. Allerdings schickte er dem Grafen Mercy am 20. Mai den Befehl, 15 000 Mann an der französischen Grenze zusammenzuziehen „wenn die Lage der Niederlande es gestatte"*). Der Kaiser durfte diese gefährliche Vollmacht seinem Vertreter in Brüssel ruhig anvertrauen, Mercy war der Vorsichtigste der Vorsichtigen. Im November 1791, 5 Monate nach der Flucht, richtete Fersen eine Denkschrift an Marie Antoinette, in der folgende Stelle vorkommt: „Ich selbst habe Herrn von Mercy sagen hören, wenn er bestimmte Befehle erhalten hätte, ein Armeekorps zusammenzuziehen, würde er auf sich genommen haben, ihre Ausführung anstehen zu lassen, Vorstellungen über die Gefahren einer solchen Zusammenziehung zu machen und neue Befehle abzuwarten."

Aber Mercy kam garnicht in die Lage, kaiserlichen Befehlen sich zu widersetzen. Die erwähnte Order wanderte, anstatt direkt nach Brüssel zu gehen, erst nach Wien an Kaunitz. Ihm kam sie höchst ungelegen, denn die Unterhandlungen über die Beendigung des Türkenkrieges standen gerade in ihrer letzten Phase: wenige Wochen nach der Zusammenkunft Leopolds mit Bombelles erfolgte der Abschluß der Präliminarien. Oesterreich ließ sich zum Frieden erst herbei, als feststand, daß Rußland auf bescheidene Bedingungen ebenfalls seinem Türkenkrieg entsagte. Unter diesen Verhältnissen war Kaunitz einer sentimentalen Familien-Politik weniger geneigt als je, und der Fürst wußte auch Leopold zu überzeugen, daß die Klugheit verbiete, wenn man Katharina II. mäßigen wolle, seine Macht anderwärts zu verpflichten.

Also blieb die Order an Mercy 4 Wochen in Wien liegen**) und ging erst 3 Tage nach der Flucht Ludwigs, am 23. Juni, nach Brüssel ab. Sie war nun nicht mehr so staatsgefährlich, denn Mitte Juni war in Sistowa abgeschlossen worden; freilich war sie nun auch überflüssig.

---

*) Beer bei Sybel. Ibidem.

**) Vivenot: „Quellen zur Geschichte der Kaiserpolitik Oesterreichs". Wien 1873. S. 538.

Kaiser Leopold schwankte in der französischen Frage zwischen dynastischer und politischer Politik. Er betrachtete es als Ehrenpflicht, für die unglückliche Schwester das Schwert zu ziehen, aber dies Gefühl war in ihm weniger stark entwickelt, als die Staatsräson, die ihm gebot, das Steuerruder anderswohin zu lenken, auf die Gefahr hin, daß die Schwester versank. Fersen schreibt einmal an Marie Antoinette über ihren Bruder: „dieser Leopold ist ein richtiger Italiener". Diese Nichtachtung der kleinlichen Gebote der privaten Moral steht einem Fürsten ganz gut zu Gesicht, tadelnswerth indessen bleibt, daß Leopold selbst nicht wußte, was er wollte, und daß er seinen Verwandten unbegründete Hoffnungen machte. Vielleicht ist er durch diese Schwäche mitschuldig an dem traurigen Geschick der Schwester! Das französische Königspaar unternahm die Flucht in dem Glauben, daß Leopold ihnen früher oder später helfen werde, und schob andererseits die Flucht lange hinaus, weil Paris erst handeln wollte, wenn Wien bereit war. Während des dreivierteljährigen Zögerns änderten sich die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Ludwigs. Im Oktober 1790 war noch La Tour du Pin Kriegsminister, der dem König selbst zur Flucht rieth, im Frühjahr der Revolutionär Duportail, der im November 1790 Ludwig durch den Pöbel aufgedrängt wurde. Allerdings läßt sich schwerlich bestimmt nachweisen, daß der Aufschub den unglücklichen Ausgang der Flucht herbeiführte, aber immerhin entzog der neue Kriegsminister nach und nach dem General Bouillé seine besten Regimenter und fügte überhaupt eine Belästigung zu der anderen. Max, Kurfürst von Köln, charakterisirt den Kaiser, seinen Bruder, ganz gerecht, wenn er sagt: „Es ist ein Mensch, der sich nicht entschließen kann, weder Nein zu sagen, noch Ja zu thun".

Viertes Kapitel.

Die Einzelheiten der Flucht werden zwischen Paris und Metz festgestellt.

Von Ende 1790 an.

Während die diplomatischen Unterhandlungen also unfruchtbar blieben, waren die Einzelheiten der Flucht, die in Paris anzuordnen oder zwischen Paris und Metz zu verabreden waren, mehr oder weniger glücklich festgestellt worden. Hierfür besaßen König und Königin keine anderen Stützen an Ort und Stelle, als die Kammerfrauen Thibaut und Campan, die treu waren, aber nur untergeordnete Dienste leisten konnten und den Freund der Königin, den Grafen Fersen, der die Korrespondenz mit Bouillé wie überhaupt alle Vorbereitungen besorgte.

Graf Axel Fersen, aus einer der ersten Familien Schwedens, kam an den französischen Hof i. J. 1778 im Alter von 23 Jahren. Sein König, Gustav III., war ein Freund Frankreichs, dessen Subsidien ihm möglich machten, die Herrschaft des Adels zu brechen und die königliche Gewalt wieder aufzurichten. Der Vater des Grafen Fersen, Feldmarschall Friedrich Axel, war das Haupt der Partei der „Hüte", der Franzosenfreunde im schwedischen Reichstage. So erklärt sich, daß der junge Fersen, der von Thatendurst glühte, in dem französischen Heere den französisch-englischen Krieg um die Unabhängigkeit Nordamerikas mitmachen wollte. Ehe er sich aber hierzu meldete, widmete er den Winter von 1778 auf 1779 der Gesellschaft

von Paris, in der der Graf, Dank seinem Namen, dem schwedischen Gesandten und den persönlichen Eigenschaften des interessanten Fremden eine glänzende Rolle spielte. Der Herzog von Lévis schildert ihn in seinen Erinnerungen als einen Mann von hoher Gestalt, mit regelmäßigen, aber nicht sehr ausdrucksvollen Zügen. Seine Unterhaltung zeichnete sich mehr durch ein gesundes Urtheil aus, als durch Geist. Im Umgang mit Männern war er vorsichtig, gegen Frauen bescheiden, ernst, aber nicht finster. Seine Gestalt und sein Wesen paßten sehr gut zu einem Romanhelden, allerdings nicht zu einem französischen, dafür war er nicht dreist und lebhaft genug.

Der junge nordische „Romanheld" machte Eindruck auf die Königin Marie Antoinette, die eben so alt war wie Axel, 23 Jahre. Der Graf wurde in den Kreis von nahen Vertrauten gezogen, der die Königin umgab und war häufig ihr Partner beim Spiel. Eines Tages mußte Fersen sich ihr in seiner schwedischen Uniform präsentiren, in der sie ihn gern einmal sehen wollte. Natürlich bemächtigte sich der Hof des willkommenen Stoffes, und man sprach von auffallend langen Unterhaltungen zwischen den beiden auf den Bällen, von verstohlenen Blicken während der Gesellschaften bei der Königin, wenn sie nicht mit einander plaudern konnten. Die unbestimmten Gerüchte gewinnen etwas mehr Festigkeit durch eine Depesche, die der schwedische Gesandte, der Freund Axels, am 10. April 1779 an Gustav III. von Schweden richtete*):

„Ich muß Ew. Majestät anvertrauen, daß der junge Graf von Fersen von der Königin so stark begünstigt wird, daß es bei verschiedenen Personen Argwohn erregt. Ich gestehe, ich kann mich selbst der Meinung nicht entziehen, sie sei ihm geneigt gewesen: ich habe zu sichere Beweise gesehen, um noch zu zweifeln. Der junge Graf Fersen hat sich bei dieser Gelegenheit mit erstaunlicher Bescheidenheit und Diskretion benommen, besonders indem er sich entschloß, nach Amerika zu gehen. Da er ging, vermied er jede Gefahr; aber eine Festigkeit, die über sein Alter hinausgeht gehörte dazu, die

---

*) Klinckowström „Introduction" XXXV.

Verführung zu bestehen. Die Königin konnte in den letzten Tagen die Augen nicht von ihm lassen, sie standen in Thränen, wenn sie ihn ansah. Ich bitte Ew. Majestät, das Geheimniß für sich und für den Reichsrath Fersen (den Vater) zu behalten. Als man von der Abreise des Grafen erfuhr, waren alle Günstlinge entzückt. Die Herzogin Fitz-James sagte zu ihm: „Was! so lassen Sie Ihre Eroberung in Stich? Ich würde Sie nicht verlassen, wenn ich eine gemacht hätte". Darauf gab er zur Antwort: „ich gehe als freier Mann und lasse leider niemand hinter mir, der mich bedauert . . . ."

Graf Fersen zog also in den amerikanischen Krieg und brachte damit die bösen Zungen in Versailles zum Schweigen, führte übrigens, wie wir sehen, nur einen Plan aus, der bei ihm bereits feststand, ehe er sich die Freundschaft der Königin erwarb. Solange er noch in Versailles verweilte, ging die Aufregung des Hofes sehr hoch: man wollte Marie Antoinette am Klavier gesehen haben, wie sie Axel mit leidenschaftlichen Blicken verfolgte und dazu sang:

Ah! que je fus bien inspirée
Quand je vous reçus dans ma cour!

Baron Klinckowström, der Großneffe Fersens und der Herausgeber seiner Papiere, meint, das Verhältniß könne schwerlich viel auf sich gehabt haben, weil es in der anderen diplomatischen Korrespondenz aus Versailles nicht erwähnt sei. In der That wissen wir nichts Bestimmteres über die Beziehungen der Beiden. Aber Klinckowström geht zu weit, wenn er an jenen durch Thatsachen und Dokumente immerhin einigermaßen beglaubigten Gerüchten deswegen zweifelt, weil sein Großonkel um dieselbe Zeit eine reiche Engländerin heirathen wollte. Jedenfalls ist aus dieser Verbindung nichts geworden, und Fersen ist unvermählt gestorben.

Nachdem der Graf drei Jahre in Amerika mit Auszeichnung gefochten hatte, kehrte er, von Washington mit dem Cincinnatusorden geschmückt, im Juni 1783 nach Frankreich zurück und wurde von Ludwig XVI. zum Obersten des Regimentes Royal-Suédois ernannt, das in Valenciennes lag. Er nahm aber seinen Wohnsitz nicht in Frankreich, sondern am Hofe Gustavs III., den er auch in den schwedisch-

russischen Feldzug von 1788 begleitete. Im Oktober dieses Jahres, also kurz vor dem Ausbruche der Revolution, ging der Graf wieder als schwedischer Geschäftsträger nach Paris, wo er bis zur Flucht des Königspaares als sein treuer Freund und ergebener Diener geblieben ist. Fersen, nicht Herr von Staël, der offizielle schwedische Gesandte, war der Agent Gustavs III., der sich bekanntlich für die unglückliche Königsfamilie lebhaft interessirte.

Fersen besaß wenig politische Weisheit. In jener Denkschrift vom 27. März 1791, die den letzten Anstoß zur Flucht gab, empfiehlt er das Unternehmen auch, „weil es die Vollendung der Verfassung aufhalte und die Demagogen hindere, die nöthigen Aenderungen an ihr vorzunehmen, um sie erträglich zu machen und die neue Ordnung zu befestigen". König und Königin hätten sehr zufrieden sein können, wenn die Demagogen die neue Ordnung befestigten. Graf Mercy war klüger; lange vor der Fersen'schen Denkschrift prophezeite er, der Sturm werde Geschlechter überdauern*).

Aber wenn der Berather der königlichen Familie auch geringe Voraussicht an den Tag legte, verfügte er doch über genug gewöhnlichen Verstand. Zu Beginn der Revolution sah er ganz richtig, daß die Aristokraten nur augenblicklich wegen ihrer persönlichen Interessen zum König hielten, er empfand am meisten Sympathie für die Mittelpartei, schade nur, daß sie so schwach sei. Als die Armee nach dem 14. Juli abfiel, brachte Fersen sein Regiment in Valenciennes, das ebenfalls meuterte, wieder zur Ordnung zurück, indem er die Soldaten mit der Nationalgarde bedrohte, und 1789 unterdrückte er mit Kraft eine zweite Meuterei. Die Furcht vor den Demokraten hielt den Grafen nicht ab, die gefährliche Korrespondenz mit Bouillé durch seine Hände gehen zu lassen und jetzt für die Befreiung seiner erhabenen Freunde den Hals zu wagen. Axel schrieb an seinen Vater im Februar 1791 im Hinblick auf den Plan der Flucht: „. . . . Ich bin dem König und der Königin ergeben, und muß es sein wegen der großen Güte, mit der sie mich behandelten, soviel sie konnten,

---

*) Vgl. S. 10.

und ich würde niedrig und undankbar handeln, wenn ich sie jetzt verließe, wo sie nichts für mich thun können, und wo ich hoffen darf, ihnen zu nützen . . . . . Wie groß wäre meine Freude, wenn wir ihnen zu nützen vermöchten, und wenn ich mich eines Theils meiner Verpflichtungen entledigte; welch eine süße Herzensfreude wäre es für mich, zu ihrem Glück beitragen zu können! Dein Herz empfindet das mit, lieber Vater, und muß mir beipflichten. Nur dieses Verhalten ist Deines Sohnes würdig, und — was es Dich auch kosten mag — Du wärest der Erste, es mir anzubefehlen, falls ich fähig wäre, ein anderes zu haben . . ."

Die unglückliche Königsfamilie fand also wenigstens einen in der ungeheuren Stadt, wo Treubruch und Haß sie rings umgab, auf den sie sich stützen konnte. Ohne diesen romantischen Fremdling aus dem Norden wären die ersten Voraussetzungen der Flucht schwerlich zu erfüllen gewesen. Wie hätte der König ohne ihn z. B. zu einem Reisewagen kommen sollen, da die Hofkutschen für den heimlichen Anschlag natürlich unbrauchbar waren. Fersen's Aufopferung erscheint um so ruhmvoller, als er Vorurtheile zu befriedigen hatte, deren Gefährlichkeit dem verständigen Manne unmöglich entgangen sein kann. So beanspruchte man einen Reisewagen in den Tuilerien, der dem königlichen Range angemessen sei, obwohl die unscheinbarste Einfachheit hier dringend geboten war. Also bestellte Frau von Korff am 22. Dezember 1790 eine 6 sitzige Berline beim Sattler Louis für Bekannte in Rußland, abzuliefern Ende Februar. Daß es kein gewöhnlicher Wagen war, ergiebt sich schon aus dem Preise von 6000 Franken. Er war braun, sehr groß, schwer und im Innern üppig eingerichtet, fiel jedoch weniger durch Pracht als durch Solidität in die Augen. Er bot alle möglichen Anstalten zur Bequemlichkeit der Reisenden, so daß sie nicht auszusteigen brauchten. Fersen überwachte den Bau und nahm den Wagen in sein Haus, wo er ein Vierteljahr, bis zur Flucht, verborgen blieb.

Von Anfang an bestanden König und Königin darauf, daß die ganze Familie zusammen reiste, obgleich man ihnen vorstellte, besser sei, getrennt und auf verschiedenen Wegen zu fliehen, damit, wenn

die einen angehalten würden, wenigstens die anderen entkämen. Ludwig Bouillé schlug vor, daß die Königin mit dem Kronprinzen separat fliehe, aber die Königin verlangte, das Loos des Königs unter allen Umständen zu theilen. „Ihr müßt uns," sagte sie, „alle zusammen retten oder garnicht." In demselben Sinne erklärte sie, als die Flucht mißlungen war, den Kommissaren der Versammlung: „Da der König mit seinen Kindern abreisen wollte, hätte nichts in der Welt mich gehindert, ihm zu folgen". Uebrigens wird die Königin auch erwogen haben, wieviel ihr Rath und ihre Energie dem König auf der Flucht werth sein konnten.

Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, sollte mit Monsieur und Madame fliehen, die zur selben Zeit wie der König aus Paris sich entfernen wollten. Aber sie hatte ihrem Bruder auf einen Vorschlag, das Land zu verlassen, schon früher geantwortet: „der Tod allein kann mich von Ihnen trennen". Jetzt bestand sie darauf, mit Ludwig zu reisen, und da seine ganze engere Familie einmal beisammen blieb, ließ sich gegen den Zuwachs auch nicht viel einwenden, nur ging dadurch ein Platz im Wagen für das Gefolge verloren. Auch dies Bedenken wäre weggefallen, wenn die königliche Familie, nach Bouillé's Rath, in zwei Wagen fuhr, allein man blieb bei der großen Berline, mußte folglich in der sechssitzigen Kutsche zu Sieben fahren, oder einen Begleiter opfern. Im zweiten Fall blieb zu wählen zwischen der überflüssigen „gouvernante de France" und einem männlichen Begleiter.

Von mehr als einer Seite war dem König vorgestellt worden, wieviel davon abhänge, daß ein verständiger, entschlossener, praktischer Mann mitfahre. Ohne ihn war zu fürchten, daß die übrigen Insassen bei irgend einer Schwierigkeit sich nicht würden zu helfen wissen, auch in der That ohne Gefahr sich nicht würden helfen können, da die königliche Familie nur möglichst wenig zum Vorschein kommen durfte. Bouillé hatte den Marquis von Agoult, Major von den „Gardes Françaises", zum Begleiter vorgeschlagen. Er und Ludwig Bouillé versichern, daß der König diesen Vorschlag schon Monate vor der Flucht annahm, und daß Bouillé erst sehr spät benachrichtigt wurde, v. Agoult

müsse zurückbleiben, weil Frau von Tourzel als „gouvernante de France“ ihr Recht geltend mache, die Kinder nicht zu verlassen. Frau von Tourzel selbst protestirt in ihren Denkwürdigkeiten entschieden dagegen, daß der männliche Begleiter durch ihren Eigensinn ausgeschlossen worden sei. Wirklich scheint Frau von Tourzel in den Tuilerien von Anfang an auserwählt zu sein, und Bouillé's Vorschlag wurde wohl nur aus Artigkeit vorläufig genehmigt. Der König befand sich ganz im Unklaren über den Werth eines gewandten Begleiters, sagte er doch sogar nein, als Fersen selbst sich für diesen Posten anbot.

Frau von Tourzel war seit Wochen krank. Einige Zeit vor der Abreise weihte die Königin sie ein, stellte ihr jedoch frei, sich von dem Unternehmen auszuschließen und zur Kur nach Plombières zu gehen. Frau von Tourzel verlangte in unfruchtbarem Opfermuth mitzureisen und hoffte, in einigen Tagen dazu im Stande zu sein.

Zum Kurier war ursprünglich der Stallmeister, Graf von Briges, ausersehen. Aber man scheint sich nachher gesagt zu haben, daß für den Posten eines Vorreiters ein minder vornehmer Mann gut genug sei und ließ den Grafen fallen. Dafür nahm man drei Leibwächter mit, wovon einer als Kurier vorausreiten sollte, während der zweite zu Pferde beim Wagen blieb, und der letzte auf dem Außensitz des Wagens mitfuhr.

Die Leibwächter waren seit dem 6. Oktober 1789 zum Dienst beim König nicht mehr herangezogen worden, indessen verwendete man sie öfter als Kuriere zur Beförderung von Depeschen. Da die Leibwächter alle Edelleute waren, durfte man hoffen, unter ihnen, ohne besonders sorgfältige Auswahl, Männer von treuer Gesinnung, von einer gewissen Bildung und gefälliger Sitte zu finden.

Die Königin wandte sich an den eben genannten Major von Agoult mit dem Auftrag, ihr drei Leibwächter zum Ueberbringen von Depeschen auszusuchen. Sie sollten, sagte sie, treu sein und gut reiten, besonders klug brauchten sie nicht zu sein. Der Marquis von Agoult, des eigentlichen Zwecks unkundig, hielt sich an seine Instruktion und schlug die Herren Franz von Valory, Melchior von Moustier

und Johann von Maldent vor. Als Fersen im Januar 1792 die Königin zum ersten Mal seit der Flucht wiedersah, und Marie Antoinette ihre Erlebnisse erzählte, schrieb der Graf über die drei Leibwächter in sein Tagebuch: „les Gardes du Corps bons à rien“. Es fehlte ihnen Kenntniß des Reiseweges, Kenntniß der Bedingungen der Extrapost, Vertrautheit mit den Postillionen u. s. w. Der Herzog von Choiseul, ein Agent Bouillé's, erzählt, daß er 9 Tage vor der Flucht über die Thorheit dieser Wahlen mit Fersen in Paris sich unterhielt; Fersen habe ihm Recht gegeben, ebenso der König, aber es sei zu spät gewesen, noch zu ändern; warum, sagt uns der Herzog nicht. Auch die Vorstellungen, die der Ritter von Coigny in demselben Sinn wie Choiseul dem König machte, blieben erfolglos.

Der König sah Moustier am 17. Juni in den Tuilerien und gab ihm Erklärungen über die Flucht und über die Aufgabe der drei Leibwächter. Zugleich ertheilte er Befehle wegen der Besorgung ihrer Päſſe sowie in Betreff des Kostüms für die Reise; er schrieb vor: gelblichen Anzug von dem Schnitt, der bei Kurieren üblich war, lederne Hosen, runde Hüte, Kurierstiefel, Hirschfänger. Feuerwaffen, sagte der König, brauchten sie sich nicht anzuschaffen, sie würden ihnen geliefert werden und sich im Reisewagen befinden. Die Zeit der Flucht und der Termin, an dem die Leibwächter sich im Schloß vorher einfinden sollten wurden Moustier ebenfalls damals mitgetheilt.

Die drei besorgten bis dahin die nöthigen Vorbereitungen und ließen sich ganz überflüssige Schwätzereien gegenüber ihren Geliebten zu Schulden kommen, wodurch der Anschlag in den Mund von Dienstmädchen und Portiersfrauen gerieth. Lediglich der Zufall verhütete, daß daraus kein Hinderniß für die Flucht entstand.

Die beiden Kammerfrauen des Kronprinzen und seiner Schwester, die in einem Beiwagen mitreisen sollten, scheinen den Befehl erst in der letzten Stunde erhalten zu haben. Fersen hatte im Voraus für ein mit 3 Miethspferden bespanntes Kabriolet gesorgt, worin die Dienerinnen dem königlichen Wagen bis Claye vorausfahren konnten. Erst hier also brauchten sie einen Postbeiwagen in Anspruch zu nehmen. Außerdem wurde die Kammerfrau Thibaut angewiesen, für sich allein

nach Tournay, auf österreichisches Gebiet, zu reisen, mit der Order, wenn ihre Herrin in Montmédy anlangte, über Luxemburg wieder zu ihr zu stoßen. Auch Léonard, der Friseur der Königin, ging nach Luxemburg, auf österreichisches Gebiet, und erst von dort nach Montmédy. Er verließ Paris am Tage der Flucht, eine Anzahl von Stunden vor der königlichen Familie, in Gesellschaft des Herzogs von Choiseul*). Frau Campan, die am Tage der Entweichung im Dienst nicht an der Reihe war, wurde mit ihrem Schwiegervater Campan, dem Privatsekretär der Königin, schon vorher nach der Provinz geschickt und sollte der Königin später nachkommen.

Aber wie einen Paß erlangen, der die ganze Gesellschaft deckte? Obschon man zunächst nur nach Montmédy reisen wollte, empfahl es sich doch, einen Paß nach dem Ausland zu nehmen, denn er war von dem Ministerium des Auswärtigen mit geringeren Umständen zu beschaffen, als ein Paß nach dem Inland von der hierfür kompetenten Behörde. Auslandpässe trugen die Gegenzeichnung des Ministers neben der königlichen Unterschrift, und enthielten, was sehr vortheilhaft erschien, nur die Namen der Inhaber ohne Signalement.

Als der König den Minister des Auswärtigen, Montmorin, in's Vertrauen ziehen wollte, widersetzte sich die Königin. Da erbot sich Fersen, vom auswärtigen Amt einen Paß zu schaffen, ohne daß der Minister etwas ahne. Seine Freundin, die Baronin von Korff, der die königliche Familie schon so sehr verpflichtet war, stand im Begriff, Paris mit Frau und Fräulein von Stegelmann, ihrer Mutter und ihrer Schwester, zu verlassen, um in die Heimath zurückzukehren. Fersen erbat für die Damen durch den russischen Gesandten, Herrn von Simolin, zwei Pässe nach Frankfurt über Metz und zwar den einen für Frau von Korff mit 2 Kindern, 1 Kammerfrau, 1 Kammerdiener, 3 Lakaien, den andern für Frau von Stegelmann mit ihrer Tochter, 1 Kammerfrau, 1 Kammerdiener, 2 Lakaien. Die Pässe wurden unter dem 5. Juni ohne Bedenken ausgefertigt.

---

*) Vgl. S. 47.

Einige Tage darauf schrieb Frau von Korff an Fersen, sie habe den Paß ihrer Mutter beim Verbrennen unnützer Papiere aus Versehen mit in's Feuer geworfen und bitte ihn, eine neue Ausfertigung durch Herrn von Simolin anzuschaffen. Fersen schickte diesen Brief an Simolin, Simolin schickte ihn mit der Bitte um die neue Ausfertigung an den Minister Montmorin, der nichts ahnend, Frau von Stegelmann die zweite Ausfertigung ihres Passes übersendete. Nun wurde der Paß für Frau von Korff der Königin eingehändigt, während die Damen Korff und Stegelmann Frankreich mit Hilfe des erlisteten Duplikats verließen.

Die königliche Familie reiste also als Familie von Korff. Frau von Tourzel, so wurde verabredet, sollte Frau von Korff vorstellen, der Kronprinz und die kleine Prinzessin waren ihre Kinder, unter dem Namen Amélie und Aglaë, der König gab Durand, den Kammerdiener, die Königin machte als Frau Rochette die Gouvernante, Prinzessin Elisabeth als Fräulein Rosalie die Gesellschafterin. Die 3 Leibwächter entsprachen den im Paß genannten 3 Lakaien. Unaufgeklärt bleibt, warum der für Frau von Korff verlangte Paß nicht auf Prinzessin Elisabeth Bedacht nahm. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß nach der ursprünglichen Absicht die Prinzessin nicht mit dem König, sondern mit Monsieur fliehen sollte.

Die königliche Familie durfte keinen Vorrath von Kleidern, Wäsche und dergleichen mit auf die Reise nehmen, denn wie wäre dies möglich gewesen, ohne Verdacht bei der Dienerschaft zu erregen, von der Niemand, außer der Thibault und der Campan, im Geheimniß sein sollte. Rings herum waren die Augen offen, und man durfte nicht auf Verschwiegenheit rechnen.

Der König ließ sich nur eine Uniform unter dem Vorwand einer Truppenschau herausgeben, die er selbst einpackte, und die Choiseul des Nachts nebst den nöthigen Stiefeln und Schuhen aus dem Schloß brachte. Die Königin war für sich mit derselben Einfachheit nicht zufrieden. Die Campan mußte eine vollständig neue Ausstattung an Kleidern und Wäsche für sie und die Kinder in verschiedenen Läden bestellen. Die Einwände, daß es gefährlich sei, daß die Königin von

Frankreich überall Kleider und Hemden finde, waren fruchtlos. Das Ganze wurde an Frau Cardon in Arras, eine Tante der Campan, vorausgeschickt. Frau Cardon sollte später einen Brief von der Schwester der Frau Campan erhalten, zu dessen Datum ein B. — L. — oder M. — zugesetzt war, worauf sie, je nach dem beigefügten Buchstaben, nach Brüssel, Luxemburg oder Montmédy mit den Sachen zu kommen hatte.

Häusser und Michelet behaupten, Montmédy sei gar nicht das Ziel der Flucht des Königs gewesen, sondern die Abtei Orval bei Luxemburg, also österreichisches, nicht französisches Gebiet. Sie entnehmen ihre Meinung aber aus unreinen Quellen, von denen der Bericht des Kuriers Valory*) noch die beste ist, trotz der Gedankenlosigkeit seines Verfassers. Unsere Darstellung der Verhandlungen mit Leopold und Bouillé führte zu einem anderen Ergebniß und beruhte auf authentischen Dokumenten. Uebrigens wäre es vom Könige sehr verkehrt gewesen, über Montmédy zu reisen, wenn er auf belgisches Gebiet wollte, da er die Grenze über Valenciennes**) viel rascher erreichte. Etwas Richtiges ist an der Michelet-Häusser'schen Behauptung trotzdem. Marie Antoinette, die klug genug war, die Aussichten des Unternehmens nicht zu überschätzen, dachte auch daran, daß es gleich im Anfange scheitern könne. Nur so läßt sich erklären, daß die Königin von den Umständen abhängig macht, ob ihre Garderobe nach Montmédy oder nach einer belgischen Stadt gehen soll. Auch ist zu beachten, daß Friseur und Kammerfrau der Königin, also nöthig und täglich gebrauchte Personen, nach Belgien geschickt werden und nach Montmédy erst kommen dürfen, wenn sie hören, daß ihre Herrin wohlbehalten dort eingetroffen sei.

Daß die Königin ihre Diamanten vorausschickte, wird man gerecht finden, aber als sie sie mit Hilfe der Campan zusammenpackte, wurden die Beiden von der Garderobenfrau Rochereuil, die einen Doppelschlüssel zum Kabinet der Königin gehabt zu haben scheint

---

*) „Précis historique du voyage entrepris par S. M. Louis XVI." Paris 1823.
**) Vgl. S. 19.

bemerkt. Sie zeigte ihre Herrin dem Bürgermeister Bailly an, der den Bericht der Spionin in einer gewissen Ritterlichkeit nicht prüfte.

Uebrigens soll jene Frau in einem vertrauten Verhältniß zu La Fayette's Freund Gouvion, dem „major général“ der Nationalgarde, gestanden haben, so daß sie wohl auch nach dieser Seite Nachricht gegeben haben wird. Außerdem übergab Bailly der Königin, als sie von Varennes zurückkam, eine andere Anzeige derselben Spionin, von der er ebenfalls keinen Gebrauch gemacht hatte:

Die Königin ließ sich schon nach den ersten Unruhen von 1789 ein Necessaire „für den Fall einer schleunigen Flucht“ machen. Es war ein sehr großer Kasten, der alle Geräthschaften enthielt, sogar eine silberne Wärmflasche. Im Frühjahr 1791 fragte die Königin die Campan, ob man das Necessaire nicht unter dem Vorwand nach Brüssel vorausschicken könne, der Apparat sei ein Geschenk für die Erzherzogin Marie Christine, die Schwester Marie Antoinettes. Die Campan erhob dringende Vorstellungen. Das Verschwinden des Kastens, dessen Bestimmung bekannt sei, werde einen von den zahlreichen Aufpassern mißtrauisch machen. Umsonst! Die Königin veranlaßte, daß Herr von Blumendorf, der österreichische Geschäftsträger, im Namen der Erzherzogin sie beim Ankleiden in Gegenwart der Umgebung bitten mußte, ein ganz gleiches Necessaire für seine Herrin zu bestellen. Auf diese Art blieb der Kasten im Zimmer Ihrer Majestät und die Königin hatte doch, wenn sie an der Grenze ankam, das schöne Necessaire. Daß das Duplikat 500 Louisdor kostete, kam nicht in Betracht, das neue Necessaire wurde also bestellt, aber der Verfertiger erklärte Mitte Mai, daß das Kunstwerk erst in sechs Wochen fertig sein könne. Das, sagte die Königin zu der Campan, könne man nicht abwarten, man werde schon im Juni reisen. Aber die Bestellung für ihre Schwester wäre ja in Gegenwart ihrer Umgebung gemacht, jetzt dürfe sie, ohne Verdacht zu erregen, sagen, die Erzherzogin werde ungeduldig und solle deshalb das alte Necessaire erhalten. Demgemäß wurde der Namenszug der Königin aus allen Gegenständen entfernt und das Ganze der Kammerfrau Rochereuil zur Reinigung übergeben. Die Spionin hatte nichts Eiligeres zu

thun, als auf dem Rathhaus von Neuem anzuzeigen, daß man Reiseanstalten in den Tuilerien treffe, wozu die Absendung eines Necessaires gehöre, unter dem Vorwande eines Geschenkes an die Erzherzogin.

Von den Vorbereitungen zur Flucht war das schwierigste Problem bis wenige Tage vor der Ausführung ungelöst geblieben. Wie sollte die königliche Familie trotz der mißtrauischen Ueberwachung aus den Tuilerien herauskommen?

Nicht daran zu denken war, daß man der gewöhnlich benutzten Ausgänge sich bediente, aber wenn man die Zimmer der Spionin Rochereuil durchschritt, konnte man ungehindert in eine leerstehende Wohnung im Erdgeschoß gelangen, deren Ausgang nach dem Schloßhof nicht bewacht wurde. Hier hatte früher der Oberkammerherr Herzog von Villequier gewohnt, der bei den Demagogen an der „journée des poignards“ sich sehr unbeliebt gemacht hatte und den Hof bald verlassen mußte. Die Königin nahm die Zimmer der Rochereuil am 11. Juni, 9 Tage vor der Flucht, in Besitz, angeblich für ihre erste Kammerfrau und machte damit möglich, unbemerkt das Schloß zu verlassen.

Natürlich wird die Rochereuil auch diese Anordnungen alsbald angezeigt haben. Wenigstens hatte schon am 12. Juni Gouvion, der Stellvertreter La Fayette's im Kommando über die Nationalgarde, genaue Kunde, und zwar von einer Frau, daß die Entweichung durch die Wohnung von Villequier stattfinden sollte. Er empfing wiederholt Bestätigungen und genauere Angaben im Lauf der nächsten Tage. La Fayette war ebenfalls benachrichtigt, ebenso der Bürgermeister, auch das „Comité des recherches“ der Versammlung. La Fayette, der als Befehlshaber der Nationalgarde für den König verantwortlich war, traf daraufhin einige halbe Maßregeln. Er hatte die heilige Versicherung von Ludwig sich geben lassen, er denke nicht an Flucht und erklärte daraufhin feierlich, er bürge für den König mit seinem Kopf.

So eröffnete die Sorglosigkeit der Feinde die Möglichkeit aus der Stadt herauszukommen. Aber damit waren die Gefahren noch

nicht alle bestanden, denn es handelte sich darum, rasch und unerkannt den langen Weg bis Montmédy zurückzulegen. Der König und Bouillé haben in der letzten Zeit vor der Flucht noch eifrig über die Einzelheiten gestritten. Ludwig wollte z. B. ursprünglich von Montmirail an mit eigenem Vorspann fahren. Der General war wegen des Aufsehens und der Umstände entschieden dagegen. Wir wissen über den weiteren Verlauf der Verhandlungen nichts Näheres, aber aus Bouillé's Korrespondenz mit Fersen geht hervor, daß noch 8 Tage vor der Abreise von einem eigenen Vorspann in Chaintry, der Station vor Châlons, die Rede gewesen war. Zuletzt behielt Bouillé die Oberhand und es stand fest, daß die Reise von Bondy an, der ersten Station hinter Paris, bis Varennes mit Extrapost gemacht werden sollte.

Ferner verlangte der König eine Kette von Kavallerie-Abtheilungen von einem Punkt schon vor Châlons an bis Montmédy. Er that dies theils aus eigener Aengstlichkeit, theils weil Mercy es für nothwendig erklärt hatte, der am 27. April an die Königin schrieb: „Das Wichtigste ist die Sicherheit der Flucht; Sie bedürfen eines auf dem Weg zerstreuten Gefolges". Diese Stelle des Briefes war durch Fersen unter dem 6. Mai an Bouillé mitgetheilt worden. Der General stellte dagegen vor, daß schwache Posten schwerlich nützten, starke eine übermächtige Aufregung unter der Bevölkerung erzeugten. Ohnehin reiche sein Kommando nicht über Châlons hinaus, er könne seine Reiter also auch unmöglich weiter vorschieben. Schließlich gab Bouillé zu, daß Posten an jedem Orte ständen, wo der König die Pferde wechselte, wogegen Ludwig einwilligte, daß diese Postenkette erst an dem ersten Punkt hinter Châlons — von Paris aus gerechnet — beginne. Die Führer der Abtheilungen hatten ihre Anwesenheit vor der Bevölkerung damit zu motiviren, daß eine Kriegskasse durchkomme. Daß der König als Kriegskasse fuhr, ist angeblich eine Frucht des persönlichen Nachdenkens Ludwigs XVI. gewesen. In der That konnte nur ein schlechter Kopf hoffen, daß die Zuschauer beim Pferdewechsel fünf Damen, zwei Kinder und einen Kammerdiener für eine Kriegskasse ansehen würden.

Auch die Offiziere, die die Abtheilungen kommandirten, sollten in dem Glauben handeln, sie warteten auf eine Kriegskasse. Die Moral des Heeres war so zerrüttet, daß man für gefährlich hielt, die Wahrheit ihnen zu gestehen. Man theilte den Offizieren mit, daß ein Kurier eine Stunde der „Kriegskasse“ voranreite, und befahl den Herren, in dem Augenblick seiner Ankunft die Siegel einer geheimen Order zu erbrechen, die ihnen übergeben worden war. Sie lautete folgendermaßen:

„Auf Befehl des Königs!

Da meine Absicht ist, mich den nächsten 20. Juni nach Monmédy zu begeben, wird dem Herrn von Bouillé, Generalleutnant meiner Armee, befohlen, Truppen zur Sicherheit meiner Person und meiner Familie, wie er es zweckmäßig findet, von Châlons a./M. bis Montmédy aufzustellen, indem ich befehle, daß die zu dem Ende verwendeten Truppen Alles ausführen, was von dem genannten Herrn von Bouillé ihnen vorgeschrieben wird, und indem ich sie für die Ausführung seiner Befehle verantwortlich mache.

Gegeben zu Paris, den 15. Juni 1791.

Ludwig.“

Fünftes Kapitel.

Die letzten Monate vor der Flucht. Definitive Festsetzung der Flucht auf den 20. Juni.

Mirabeau hatte seit Oktober 1789 den König unaufhörlich bestürmt, Paris zu verlassen. Aber wenn Ludwig auch in ein loses Verhältniß zu ihm trat, um den großen Redner nicht gegen sich zu haben, so war er doch weit entfernt, ihm zu trauen. Ende 1790 trat Mirabeau mit demselben Projekt wie Breteuil auf, indem er vorschlug, daß der König sich zu Bouillé begebe, nur mit dem großen Unterschiede, daß nach seinem Rath Ludwig „als ein König, der die Absicht habe, es zu bleiben" Paris nicht heimlich sondern am hellen, lichten Tage verlassen sollte. Seit Bouillé im August 1790 die Meuterei von Nancy kraftvoll niedergeworfen hatte, galt der General für die letzte Säule der Ordnung und alle, denen die Monarchie am Herzen lag, Breteuil so gut wie Mirabeau, streckten die Hände nach ihm aus. Anfang Februar 1791, ungefähr einen Monat, nachdem der Hof und Bouillé sich über das Breteuil'sche Projekt verständigt hatten, wollte Mirabeau seinerseits die Unterhandlung mit dem General beginnen. Sein treuer Freund La Marck bat den König um eine Empfehlung an Bouillé, indem er ihm auseinandersetzte, warum er den General aufsuchen wollte. Ludwig dachte nicht daran, den Freund Mirabeau's einzuweihen, hütete sich jedoch, ihn vor den Kopf zu stoßen. Er gab ihm also ein Briefchen mit, in dem es hieß, daß der Ueberbringer sein ganzes Vertrauen besitze, und daß der General allem Glauben

schenken dürfe, was La Marck ihm in seinem Namen sagen würde, aber hinter dem Rücken des so ehrenvoll Ausgezeichneten ging ein Schreiben nach Metz, wo über ihn gesagt war: „Obgleich diese Leute (La Marck, Mirabeau) keine Achtung verdienen, und ich den einen sehr theuer bezahlt habe, glaube ich doch, daß sie mir nützlich sein können. Sie werden vielleicht manches Brauchbare in dem Projekt von Mirabeau finden; hören Sie, ohne sich zu tief einzulassen und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit."

Ebenso wie Ludwig drückte Marie Antoinette sich über den Grafen La Marck aus; als er die Reise nach Metz angetreten hatte, um mit Bouillé über die Rettung der Monarchie zu konferiren, schrieb die Königin an Mercy nach Brüssel*): „Hr. von La Marck zeigt immer großen Eifer für meinen Dienst. Er hat mir gesagt, daß er mit Ihnen in Korrespondenz steht. Er wird sogar vielleicht bald einen Ausflug zu Ihnen machen. Er wird Ihnen einen Brief von mir bringen. Da ich jedoch bei seinem schon lange offenkundigen Charakter und bei seiner Verbindung mit Montmorin**) und Mirabeau zwar glaube, daß er nützlich sein kann, aber ihm nicht das geringste Vertrauen in irgend etwas schenke, so wird mein Brief so abgefaßt sein, daß er ihn lesen kann, wenn ihn die Lust dazu anwandelt."

Ohne etwas von den wahren Gesinnungen des Hofes zu ahnen, reiste Graf La Marck nach Metz, unter dem Vorwande, die Fürstin Starhemberg, seine Schwester, auf ihrer Rückreise nach Wien bis an die Grenze zu begleiten. Er hatte in Metz eine Unterredung von 3—4 Stunden mit dem General, worauf er seine Schwester nach Straßburg brachte. Am 15. Februar kehrte er zu Bouillé zurück, um seinen Entschluß zu hören. Der General durfte natürlich nicht sagen, daß die Flucht schon vor La Marcks Intervention längst beschlossen war, ebenso wenig wie der König gesprochen hatte. Die Verstellung mag ihm schwer gefallen sein, denn Graf La Marck

*) Feuillet I, 447. Von Herrn von Arneth revidirt.

**) Graf Montmorin, Minister des Auswärtigen und Anhänger Mirabeau's.

machte einen besseren Eindruck auf ihn, als auf das Königspaar, sodaß er an Ludwig schrieb, er ziehe die offene Abreise der Flucht vor, überhaupt erscheine Mirabeau ihm als der rechte Mann.

Trotzdem dachte der Hof nicht im entferntesten daran, auf diese Ideen einzugehen. Man interessirte sich für das Ergebniß der La Marck'schen Sendung so wenig, daß 8 Tage nach seiner Rückkehr vergingen, bis er wieder eine Audienz hatte. Das Mirabeau'sche Projekt wird in den zahlreichen Briefen der Königin an Mercy, die sonst die intimsten Fragen berühren*), mit keinem Worte erwähnt. König und Königin hatten nicht das geringste Vertrauen zu der einzigen genialen Kraft unter den mittelmäßigen Naturen, deren Hader die Monarchie zu Grunde richtete. Und doch galt der letzte Gedanke Mirabeau's, als der Tod am 2. April 1791, 6 Wochen nach der Sendung La Marck's, an ihn herantrat dem Königthum: „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit in's Grab, nach mir werden die Rebellen sie in Stücke reißen."

Die Königin von Frankreich haßte ihn, wie alle Adligen, die an der Spitze der revolutionären Parteien standen, mit verzehrender Gluth. Marie Antoinette sagte, den bürgerlichen Aufrührern könnte sie verzeihen, wenn die königliche Autorität sich wieder aufrichte, den adligen nicht. Daß die Zeit für solche Vorurtheile und Empfindlichkeiten zu ernst war, konnte der Kirchenstreit lehren, der für den armen König immer gefährlicher und peinlicher wurde. Der Papst hatte erst abgemahnt, vereidete Bischöfe zu weihen, und darauf dem König geschrieben, er habe durch Genehmigung der neuen „Constitution civile" seinen Krönungseid verletzt, wo er den Schutz der Kirche gelobte, und möge standhafter im Glauben sein. Später hatte der Papst in einem Schreiben an den Klerus und das Volk von Frankreich alle Wahlen von Geistlichen für ungültig erklärt, die Bischöfe, die die unkanonischen Weihen vorgenommen, ihres Amtes entsetzt, die treuen Hirten zum Ausharren in der Sorge für ihre Heerden ermuthigt, und das Volk vor der Gemeinschaft mit den Ein-

---

*) Vgl. Kap. III.

dringlingen gewarnt. Indessen fuhren die Demokraten und der Pöbel fort, die unvereideten Geistlichen zu verfolgen und den von ihnen geleiteten privaten Gottesdienst zu stören. Namentlich die Nonnen, barmherzigen Schwestern und andere Frauen waren ein bevorzugter Gegenstand roher Insulten. Man lauerte ihnen vor dem Eingang der Klosterkirchen auf und peitschte sie in der unanständigsten Weise mit Ruthen oder tauchte sie in's Wasser. Vergeblich suchte die Stadtverwaltung von Paris, unter dem Einfluß des toleranten La Fayette, den Gottesdienst der Altgläubigen in der Kirche der Theatiner zu schützen. Am 2. Juni drang der Pöbel in die Kirche ein, stieß den Altar um und verjagte die Andächtigen. Die Behörden hatten nicht Muth und Kraft durchzugreifen, um die Freiheit der Religion gegen die Unduldsamkeit der Freidenker zu vertheidigen.

Und jetzt wurde die kirchliche Frage für den König eine persönliche und eine Familien-Frage. Ostern, wo jeder Gläubige zum Abendmahl ging, rückte heran. Der König pflegte es in der Kirche seines Kirchspiels, St. Germain l'Auxerrois, zu empfangen. Das schien ihm diesmal seines Seelenheils und des Beispiels wegen unmöglich, denn er hätte dort bei einem vereideten Geistlichen das Abendmahl nehmen müssen. Wollte Ludwig aber bei einem nicht Vereideten in seiner Hauskapelle das Abendmahl nehmen, so hatte er den heftigen Zorn der Anhänger des Neuen zu fürchten. Außerdem empfand der König Gewissensbedenken, ob er wegen seiner Zustimmung zu den Kirchengesetzen des Abendmahls überhaupt würdig sei. Der König legte dem Bischof von Clermont schriftlich die Frage vor: „kann und soll ich Ostern zum Abendmahl gehen?" Ludwig fügte hinzu, daß er seine Zustimmung zu jenen Akten als erzwungen betrachte und „fest entschlossen sei, wenn er seine Macht wieder erlange, den katholischen Kultus in seiner alten Verfassung vollständig wieder herzustellen".

Der Bischof erwiderte, Reue für das Vergangene und gute Entschlüsse für die Zukunft, die nicht einmal laut ausgesprochen würden, genügten nicht, deswegen würden die Gläubigen Anstoß daran nehmen, wenn der König Ostern zum Abendmahl ginge. Da die heilige Cere=

monie in der Kapelle wie in der Kirche außerdem ernste Bedenken errege, so rathe er, die Kommunion überhaupt lieber auszusetzen.

Da man nun aber der Hauptstadt schicklicherweise nicht zeigen konnte, daß der König sich des Abendmahls enthielt, so wurde der Ausweg gewählt, schon einige Zeit vor Ostern (Oster-Sonntag fiel auf den 24. April) nach St. Cloud zu gehen, wozu die soeben überstandene Krankheit ja einen guten Vorwand bot.

Der Ausflug nach St. Cloud am 18. April 1791 wurde im voraus angekündigt. Die Departements- und Gemeinde-Behörden sowie La Fayette konnten nichts dagegen einwenden und gaben schon am 15. die nöthigen Befehle an die Nationalgarde, die zur Bewachung des Königs in St. Cloud aufgeboten werden sollte. Aber die Demokratie von Paris gerieth in die größte Aufregung über die Fahrt, die sie als eine neue Auflehnung gegen das Gesetz über die Geistlichkeit und als Einleitung einer Flucht zu den Oesterreichern darstellte.

Nachdem die Demagogen die Nationalgarde den Abend vorher und die Nacht durch bearbeitet hatten, brach die Meuterei am Vormittag des 17. April aus. Die Nationalgarde weigerte sich, während der Messe in die königliche Kapelle zu gehen, weil der Priester ein nicht vereideter war und wollte sogar die Messe verhindern. La Fayette hatte Mühe, sie zu beschwichtigen, indem er ihnen vorstellte, daß ihre Gegenwart in der Kapelle rein Sache des Dienstes sei.

Am Abend desselben Tags erschien an den Straßenmauern ein Anschlag des Klubs der Cordeliers, worin es hieß, der erste Beamte der Nation beherberge widersetzliche Priester in seiner Behausung, lasse sie ihr Amt darin öffentlich verrichten und habe bei ihnen sogar Messe gehört; er erscheine damit selbst in Auflehnung gegen die Gesetze, die er aufrecht zu halten geschworen habe und reize zum Ungehorsam dagegen auf.

Am folgenden Morgen setzten die „patriotischen" Zeitungen den Angriff fort: Sie sagten, das Bois de Boulogne sei von 2000 Menschen mit weißen Kokarden besetzt; 3000 Aristokraten seien im Begriff, den König zu entführen, in 14 Tagen werde er bei den Oesterreichern sein. „Patrioten, erhebt Euch! zu den Waffen!" — rief der „Orateur

du Peuple“ von Fréron — „der Mund der Könige ist die Höhle der Lüge! Eine Furie [die Königin] schleudert ihre Schlangen in den Busen Ludwigs XVI.; . . . . Du fliehst; . . . . Du stellst Dich an die Spitze der österreichischen Armee; aber es ist zu spät; wir kennen Dich, großer Wiederhersteller der französischen Freiheit; fällt Deine Maske heut, so fällt morgen Deine Krone.“

Diese Zeitungen wurden in den Straßen ausgeschrieen, die Klubs hatten schon die Abende vorher den Boden vorbereitet, und so kam eine ungeheure Menge auf dem Karrousel, auf dem Platz Ludwig XV. und auf der Straße nach St. Cloud zusammen, um den Ausflug zu verhindern. Auch viele Abtheilungen der Nationalgarde waren in derselben Absicht wie die Anderen nach den Tuilerien gezogen. Manche hatten die Nacht im Bois de Boulogne zugebracht, um dem König dort aufzupassen und ihn nach Paris zurückzuführen.

Gegen Mittag wollte der König nach St. Cloud abfahren. Der Bürgermeister Bailly benachrichtigte ihn, daß seine Reise große Bewegung im Volk hervorrufe, das sich ihr widersetzen wolle. Als der König mit seiner Familie gleichwohl nach dem Hof hinabging und einen Wagen bestieg, weigerte sich die Nationalgarde, das nach dem Karrousel führende Thor zu öffnen. Alle Anstrengungen La Fayette's, sie zum Gehorsam zu bringen, blieben fruchtlos, und die Behörden konnten sich nicht entschließen, das Aufruhrgesetz zu verkünden. Man hatte übrigens auch kein Gewaltmittel, als das höchst problematische, gegen die meuterische Nationalgarde andere Nationalgarde aufzubieten. Fast 2 Stunden vergingen unter vergeblichen Bemühungen La Fayette's, unter beharrlicher Widersetzlichkeit der Nationalgarde, die grobe Schimpfreden gegen König und Königin ausstieß und die Hofbeamten mißhandelte, bis der König die Geduld verlor, ausstieg und sich mit den Seinen in das Schloß zurückbegab. Bald nachher schrieb er an General Bouillé, er sei nahe daran gewesen, aus Zorn die schleunige Flucht ohne längere Vorbereitung zu wagen. „Und wollte Gott, er hätte es gethan!“ sagt Ludwig Bouillé, „denn was haben ihm alle Vorsichtsmaßregeln und Zögerungen genützt?“ Natürlich war der Hof anderseits in gewisser Beziehung nicht unzufrieden über

das Geschehene, denn es bewies schlagend, daß er sich in einem Zustand der Unfreiheit und Gefahr befand, und rechtfertigte also die Flucht, wozu der König jene Vorgänge in seinem zurückgelassenen Manifest denn auch verwerthete.

Sein Zorn muß sich übrigens bald gelegt haben. Wieder siegte seine natürliche Apathie und die Hoffnung auf den glücklichen Umschlag, den die Flucht bringen sollte, weswegen er sich in der Verfolgung seines verletzten Rechts höchst lässig zeigte. Als La Fayette ihn aufforderte, von der Versammlung die ungehemmte Freiheit des Gottesdienstes zu verlangen und ihm dazu seine Unterstützung anbot, verlangte der König Bedenkzeit. Als die Minister in ihn drangen, der Versammlung zu erklären, daß er auf seiner Reise nach St. Cloud bestehe, ließ er sich nur mit Mühe dazu bereden. Die revolutionären Gewalten zeigten sich keineswegs bereit, für den König gegen die Empörung einzutreten. Am 19. erschien das Departement von Paris beim König, um ihm eine von Talleyrand redigirte Adresse zu überreichen, die nicht etwa Unwillen über die Auftritte von gestern aussprach, sondern ihm vorstellte, daß er das Mißtrauen des Volks erregt habe und ihn ermahnte, es zu zerstreuen, indem er die widersetzlichen Priester und alle Feinde der Verfassung aus seiner Nähe entferne und ein neues Ministerium beauftrage, den fremden Nationen zu verkünden, daß er die Revolution mit allen Konsequenzen angenommen habe.

Und was that die Versammlung am Tage nach den Unruhen? Sie besprach am 19. einen Entwurf über die Einrichtung der Marine! Vergebens suchte der gemäßigte, konstitutionelle Monarchist Malouet das Ereigniß des gestrigen Tages zur Sprache zu bringen, der Ruf: „zur Tagesordnung!“ übertönte seine Stimme. „An der Tagesordnung,“ rief der Royalist Virieu, „ist die Frage der öffentlichen Ordnung,“ aber die Mehrheit ließ ihn auch nicht zu Wort kommen und ging zur Tagesordnung über, ebenso wie sie sich weigerte, Cazalès von der Rechten reden zu hören. Da wurde die Verhandlung durch einen Brief des Königs unterbrochen, worin er anzeigte, daß er im Begriff stehe, sich nach der Versammlung zu verfügen. Ludwig XVI. las eine

kurze, sehr gemäßigt gehaltene Anrede, worin er im Hinblick auf die Vorfälle des 18. April sagte: das Interesse der Nation verlange, zu beweisen, daß die Krone frei sei; dies sei wesentlich für die Autorität der Sanktion, die der König den Beschlüssen der Versammlung ertheile, daher bestehe er auf seiner Reise nach St. Cloud. Ludwig sagte zum Schluß: „ich habe die Verfassung angenommen und sie aufrecht zu halten geschworen; das Gesetz über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit bildet einen Theil davon, und ich setze alle meine Macht an seine Ausführung". Die Versammlung nahm die Rede mit vielem Beifall und Dank auf, und der Präsident antwortete mit einem Schwall von Phrasen, während er den praktischen Punkt, die Fahrt nach St. Cloud, mit Stillschweigen überging. Die Versammlung beschloß, eine Dankabordnung an den König zu schicken und seine Rede, sowie die Antwort des Präsidenten drucken zu lassen, verhielt sich aber über den praktischen Punkt so stumm, wie ihr Vorsitzender. Als der Royalist Blacons einen Beschluß darüber herbeizuführen suchte, schrie die Linke: „In's Gefängniß mit ihm!" und die Versammlung ging zur Tagesordnung über. Der König seinerseits machte nicht die mindeste Anstalt, den Entschluß, auf dem zu beharren er so feierlich erklärt hatte, zur Ausführung zu bringen. Sein geistlicher Rath hatte ihm erlaubt, auf das Abendmahl zu verzichten, für sein Seelenheil genüge, wenn er es nicht von vereideten Priestern nehme. Außerdem sagte der Hof sich, wenn er an der Flucht festhalte, brauche man bis dahin nichts Anderes mehr zu erreichen, als daß die Zwischenzeit einigermaßen erträglich verlief. Wie das erreicht wurde, lehrt ein Brief Fersen's an Breteuil, wahrscheinlich vom 22. April: „Nach dem," sagt er, „was sich am 18. ereignet hat, empfindet der König noch lebhafter die Nothwendigkeit, zu handeln und rasch zu handeln; er ist entschlossen, alles der Ausführung der von ihm gefaßten Pläne zu opfern, und um desto sicherer dazu zu gelangen, hat S. M. sich entschieden, ein neues System des Verfahrens anzunehmen.

Um die Revolutionäre über seine wahren Absichten einzuschläfern, wird er sich so stellen, als erkenne er die Nothwendigkeit an, sich ganz der Revolution in die Arme zu werfen und sich ihnen zu nähern.

Er wird sich nur von ihrem Rath leiten lassen und unablässig den Wünschen des Pöbels zuvorkommen, um ihnen jedes Mittel und jeden Vorwand zu einem Aufstand zu entziehen, um die Ruhe zu erhalten und ihnen das Vertrauen einzuflößen, das für sein Entkommen aus Paris so nöthig ist." In einem gleichzeitigen Brief an seinen Freund Taube wiederholt Fersen dieselben Gedanken und sagt zum Schluß: „der König [Gustav III.] darf sich über nichts wundern, was sie [König und Königin] thun und sagen mögen; alles ist eine Folge ihrer Unfreiheit."

Die erste Frucht des neuen Systems war ein Rundschreiben an die Vertreter bei den fremden Höfen, das verschiedene Fraktionen der konstitutionellen Linken empfohlen hatten, worin Ludwig durch den Mund seines Ministers des Auswärtigen sich feierlich zur Revolution bekannte. Das Rundschreiben Montmorin's vom 23. April, zu dem sich der König und der Minister widerstrebend bequemten, und das Ludwig in seinem Fluchtmanifest als erzwungen bezeichnete, sprach von der „glorreichen Revolution" und von der Verfassung, „die das Glück des Volks und des Königs zu begründen geeignet sei". Wenige Tage, nachdem der König sich bei der Versammlung über das Attentat vom 18. April gegen seine Freiheit beschwert hatte, nannte das Schriftstück in seinem Namen die Behauptung, daß er nicht frei sei, eine „abscheuliche und absurde Verläumdung". Es bezeichnete die treuesten Anhänger des Königs als die Feinde der Verfassung, welche noch immer thörichte Hoffnungen nährten; es denunzirte die Intrigen und Pläne der Emigranten.

Das Zirkular wurde am 23. in der Versammlung verlesen, und sie begegnete der Heuchelei mit gleicher Münze. „Die Verlesung", sagte der Moniteur, „erregte die lebhafteste Begeisterung auf der linken Seite des Saals und auf allen Tribünen. Sie wurde nach jedem Satz von Beifall und hundertfachem „vive le roi!" unterbrochen." Die Versammlung beschloß auf den Antrag von Alexander Lameth, eine besondere Abordnung an den König zu schicken, um ihm für seine Kundgebung zu danken und ferner, das Rundschreiben zu drucken und an alle bürgerlichen und militärischen Be=

hörden des Reichs zu senden sowie es von den Kanzeln verlesen zu lassen. In der Anrede der Abordnung an den König hieß es: „Die Hydra der Faktionen hatte 100 Köpfe, jetzt ist durch Sie, Majestät, der letzte gefallen . . . . . . Ew. Majestät werden glücklich sein, denn Sie haben so eben das Glück des Volks fest gegründet." Der König antwortete: „Wenn die Versammlung in meinem Herzen lesen könnte, so würde sie nur Gesinnungen darin sehen, die das Vertrauen der Nation rechtfertigen; alles Mißtrauen zwischen uns würde verbannt und wir würden alle dadurch glücklich sein."

Das Rundschreiben verfehlte seinen Zweck, das Mißtrauen einzuschläfern, ganz und gar, trotz dieser gefühlvollen Reden. Der Moniteur vom 31. Mai brachte eine angebliche Korrespondenz aus Frankfurt a. M.: gleichzeitig mit dem Rundschreiben seien geheime Briefe an verschiedene Höfe abgegangen, die es für widerrufen erklärten. Zugleich verrieth die Korrespondenz, ein Plan zur Flucht nach Brüssel werde erwogen. Montmorin richtete darauf einen Brief an den Präsidenten der Versammlung, worin er die Absendung jener Gegenbriefe, sofern er gemeint sein solle, als eine Verläumdung bezeichnete und worin er versicherte, das unsinnige Fluchtprojekt habe, auf seinen Kopf und bei seiner Ehre, nie bestanden. Er setzte hinzu, daß er diesen Brief dem König vorgelegt habe, auf seinen Befehl ihn abschicke, und verlange, daß er der Versammlung mitgetheilt werde. Der Moniteur erwiderte, man könne sich über die Abläugnung der fraglichen Thatsachen nur freuen, und er schenke auch dem Minister vollen Glauben; aber man meine nicht von ihm ausgehende, offizielle Schreiben, ein Minister sei schwerlich stets im innersten Vertrauen des Hofs. Das war nicht zu widerlegen!

Wie das neue System zu dem Zirkular vom 23. führte, so folgte aus ihm auch, daß Ludwig die Geistlichkeit seiner Kapelle und einen Theil seiner obersten Hofbeamten entließ, und daß er mit der Königin sich entschloß, am Ostertag der Messe in St. Germain l'Auxerrois beizuwohnen, ohne jedoch zu kommuniziren. Um dieses Zugeständniß durchzusetzen, hat man dem König von verschiedenen Seiten vorgestellt, seine Krone, ja die Erhaltung der königlichen

Familie stehe auf dem Spiele. Einer der Agenten Montmorin's, Du Quesnoy, meldete dem Minister, die mit ihm in Verbindung stehenden Deputirten der Linken, Beaumetz und d'André, „würden auf diesem Punkt bestehen, machten sich aber dafür gegen den König verbindlich, ihn um diesen Preis an der Regierung zu erhalten." Auch der besonnene Graf La Marck schrieb an die Königin: „wenn sich die öffentliche Meinung nicht ändert, so versichere ich bei meiner Ehre, das Wohl der Königlichen Familie hängt davon ab, daß sie in ihrem Kirchspiel unverzüglich zur Messe geht. Meine Gewohnheit ist nicht, mich übertriebenen Besorgnissen hinzugeben. Aber ich fürchte Alles, wenn man dem Rath nicht folgt."

Monsieur und seine Gemahlin hatten beschlossen, um den religiösen Verlegenheiten zu entgehen, die der Ostertag ihnen wie dem König bringen mußte, am Charfreitag zu entfliehen. Die Pferde waren schon bestellt, als der Prinz sich nach den Tuilerien begab, um König und Königin von seinem Vorhaben zu unterrichten. Er verschob dies wohl absichtlich bis zum letzten Augenblick, um die Zustimmung dem Bruder jäh zu entreißen. König und Königin hatten ihm von ihrer eigenen Absicht zu fliehen bis dahin nur im Allgemeinen gesprochen, ohne den Prinzen näher in den Plan einzuweihen. Jetzt verboten sie ihm entschieden, sich zu entfernen, denn da ihre Vorbereitungen noch nicht vollendet waren, fürchteten sie, wenn der Bruder vier Wochen vorher entweiche, eine Erschwerung ihres eigenen Vorhabens. Am wenigsten paßte der Plan von Monsieur zu dem neuen System der Einschläferung, das gerade am Charfreitag, wo Monsieur fliehen wollte, durch das Zirkular von Montmorin eingeweiht wurde. Sie brachten also den Prinzen von seinem Vorsatz ab, indem man übereinkam, gleichzeitig zu fliehen, nachdem der König den Zeitpunkt bestimmt habe.

Neuer kirchlicher Streit, an dem er als ein Werkzeug der revolutionären Freidenker Theil nehmen mußte, beschwerte das Gewissen des frommen Königs. Seit dem Jahre 1790 forderte die Linke beharrlich die Annexion der päpstlichen Enklaven Avignon und Venaissin und im Anfang Mai 1791 wurde wieder leidenschaftlich darüber

in der Versammlung verhandelt. Als nun gleichzeitig ein Breve des Papstes ein traf, das Talleyrand, einen der wenigen Bischöfe, die sich den Kirchengesetzen unterworfen hatten, in den Bann that, prügelte der Pöbel am 3. Mai den Papst in effigie durch und verbrannte ihn zum Schluß. Tief entrüstet schrieb Marie Antoinette am 6. an Mercy:

„Die letzten Exzesse wegen der Avignon-Sache, die Verletzung der Rechte der Suveräne, die öffentliche Verbrennung des Papstes, die Drohung, die andern Suveräne, zuerst den Kaiser und den König von Spanien, nach und nach auch zu verbrennen, alles das macht uns zum Gesetz, einen Ort zu verlassen und zu fliehen, wo wir durch unser Schweigen und unsere Ohnmacht unsere stillschweigende Zustimmung zu solchen Gräueln geben."

Nicht minder aufregend waren für den König die Beschlüsse der Versammlung über das Heer, das immer mehr der Revolution überliefert und immer unbrauchbarer für den Plan des Königs gemacht wurde.

Am 1. Mai beschloß die Versammlung, daß der Besuch der politischen Klubs Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten erlaubt sei, womit sie übrigens einen schon lange bestehenden Zustand nur sanktionirte. Chapelier meinte, die Soldaten hätten dieselben Rechte wie andere Bürger. Der Berichterstatter Beauharnais, der erste Gemahl der Kaiserin Josephine, sprach als Ansicht der Ausschüsse aus, daß der Besuch der Klubs der Zucht nur zuträglich sein könne, denn dort fände das Militär Aufklärung über seine Pflichten und Nahrung für seinen Patriotismus. Der Vicomte Noailles, La Fayette's Schwager, unterstützte eifrig den Antrag in dem gleichen Sinn, während La Fayette selbst ihn mißbilligte, freilich schweigend.

Obgleich der Beschluß vom 1. Mai die Auflösung der Zucht mächtig förderte, so genügte er doch nicht, um die Besorgnisse der Linken vor den reaktionären Offizieren zu beschwichtigen. Uebrigens mußte auch jeder Freund des Vaterlandes wünschen, daß der tiefe Zwiespalt verschwände, der Offiziere und Mannschaft in so vielen Regimentern trennte. Zahlreiche Petitionen an die Versamm-

lung, die Auflösung und Neubildung des Offizierkorps oder der ganzen Armee verlangten, entsprangen diesen beiden so weit von einander entfernten Quellen. Die Armee war noch aus anderen Gründen der Gegenstand vielfacher Besorgnisse im Lande, denn die Rüstungen der Emigranten in den Rheinlanden, das Treiben ihrer Sendlinge unter den französischen Truppen an der Gränze, ihre Verbindungen mit den Unzufriedenen in Frankreich erweckten die Furcht vor einem Einfall der bewaffneten Feudalität. Das Mißtrauen der auswärtigen Mächte, die Spannung mit dem deutschen Kaiser wegen der im Elsaß begüterten Reichsfürsten, der dichte Truppengürtel an der spanischen Gränze, die Truppenbewegungen von Piemont nach Savoyen hin, alles das ließ vermuthen, daß der Friede gefährdet sei. Deswegen kamen an die Versammlung aus den Provinzen zahlreiche Adressen über die Armee, die an fünf vereinigte Ausschüsse verwiesen wurden.

Die Ausschüsse widerriethen die partielle wie die gänzliche Auflösung des Offizierkorps oder des Heers, sie glaubten die Interessen der Revolution durch ein minder radikales Gesetz sichern zu können. Jeder Offizier, schlugen sie vor, verspricht schriftlich bei seiner Ehre, treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König, sich an Verschwörungen gegen Nation, König oder Verfassung weder direkt noch indirekt zu betheiligen, vielmehr sich solchen Anschlägen aus allen Kräften zu widersetzen und die Beobachtung der vom König angenommenen Beschlüsse der Versammlung durch alle darin angegebenen Mittel zu bewirken. Bei Nichterfüllung dieser Verpflichtungen willigt er ein, für infam angesehen zu werden. Wer die Erklärung nicht binnen der vom König zu bestimmenden kurzen Frist unterzeichnet, soll sich als mit einem Viertel seines Gehalts entlassen ansehen.

Es war ein klug erdachtes Mittel, um die royalistisch gesinnten Offiziere aus der Armee hinauszutreiben und so ein besseres Verhältniß zwischen den Vorgesetzten und der Mannschaft herzustellen. Robespierre fand zwar die Auflösung des gesammten Offizierkorps dringend geboten; denn was sei diese Ehre, von der man rede? Die Versammlung lehnte indeß die Auflösung des Offizierkorps fast einstimmig ab, offenbar weil sie darin die Auflösung der Armee sah,

und nahm am 11. Juni den Antrag der Ausschüsse unter heftigem Widerstand der Rechten an, deren Redner man nicht zu Worte kommen ließ. Durch einen nachträglichen Beschluß vom 13. Juni wurde das Ehrenversprechen auf alle öffentliche Beamte überhaupt ausgedehnt, womit man den Offizieren die Zeremonie zu erleichtern suchte, die so nicht mehr als eine gegen sie gerichtete Ausnahme erschien.

Am 11. Juni hatte die Versammlung noch einen andern harten Beschluß dem König auferlegt: Ludwig sollte dem Prinzen Condé in kürzester Frist anzeigen, daß sein Aufenthalt an der Grenze Verdacht errege, weswegen er nach Frankreich binnen 14 Tagen zurückkehren oder die Grenze verlassen müsse, und zwar unter dem Versprechen, nichts gegen Verfassung und Sicherheit des Staats zu unternehmen. Würde er keines von beiden thun, so sei er ein Rebell und seiner Erbfolge verlustig; seine Güter sollten eingezogen werden und falls er mit den Waffen in der Hand sich auf französischem Boden zeige, dürfe jeder Bürger auf ihn Jagd machen.

Der König genehmigte, seinem System der Verstellung getreu und bereits im Besitz der so viel verheißenden österreichischen Versprechungen*), die Beschlüsse vom 11. Juni alle.

Ludwig, der die Politik, ganz anders als sein Schwager Leopold, eminent persönlich auffaßte, wurde durch diese staatsgefährlichen Gesetze lange nicht so schmerzlich berührt, wie durch das Dekret vom 4. Juni, das ihm das Begnadigungsrecht entzog. Lepelletier, Duport, Charles Lameth und Pétion hielten gegen dieses Vorrecht seiner Krone unglaublich oberflächliche Reden. Das Hauptargument war, der König könne nicht über dem Gesetz stehen, er sei da, das Gesetz auszuführen, nicht, seine Ausführung zu hindern. Das königliche Recht der Begnadigung, sagte Charles Lameth, wäre die Zerstörung der Verfassung. Das Urtheil der Geschworenen, meinte der Berichterstatter, sei das Urtheil des Volks, wie könne der König beanspruchen, es zu entkräften. Welchen Eindruck der Beschluß dem König machte,

*) Vgl. S. 37.

ersieht man aus seinem hinterlassenen Manifest vom 20. Juni. Er sagt darin, man habe ihm so eines der schönsten Vorrechte geraubt, das überall mit dem Königthum verknüpft sei, auch im allgemeinen Interesse nothwendig wäre. Dieser Beschluß müsse die Würde des Königthums in den Augen des Volks schmälern, das von Alters her gewohnt sei, Hülfe und Trost von der Gnade des Königs zu erhoffen.

Inzwischen harrte der französische Hof vergeblich auf die Nachricht aus Brüssel, daß der vom Kaiser versprochene Befehl*) zur Ausrüstung eines Hilfskorps bei Mercy eintraf. Ungeduldig fragte die Königin am 5. Juni in Brüssel an und erhielt am 9. die Antwort, kein Kurier sei gekommen. Als man am 20. Juni immer noch sich ohne Nachricht befand, mußte die königliche Familie die Flucht in Ungewißheit antreten, da Bouillé nicht länger warten wollte.

Bouillé hatte über die Abreise mit dem König Anfang 1791 vereinbart, daß sie nicht vor Ende April stattfinden solle. Der Hof hatte Ende März beschlossen, bald zu fliehen, ob nun auf österreichische Hilfe zu rechnen wäre oder nicht. Man wollte nur die nächsten Phasen der Unterhandlungen noch abwarten — vielleicht bis Ende Mai. Inzwischen stellte Bouillé vor, daß er im Hinblick auf die wachsende Untreue der Truppen, auf den bevorstehenden revolutionären Eid der Offiziere, auf alle die zunehmenden Schwierigkeiten seiner Lage über den 1. Juni hinaus nicht warten könne. Aber Anfang Juni war eine Rate der Zivilliste von 2 Millionen fällig, und der König ließ dem General im Mai schreiben, daß der Tag der Flucht von der Auszahlung abhänge. Dann schob Ludwig die Abreise wieder um einige Tage hinaus, weil man zu spät daran dachte, daß eine demokratische Kammerfrau beim Kronprinzen bis dahin Dienst that, die nichts merken durfte. Auch Bouillé schwankte jetzt einen Augenblick, ob ein kurzer Aufschub nicht gerathen sei, weil Fersen ihm von einem Wiener Briefe geschrieben hatte, der die Bewilligung der 10 000 Mann hoffen ließ. Ludwig war das vielleicht gar nicht

---

*) Vgl. S. 37 u. f.

so unangenehm, und er zeigte Ende Mai in Metz an, er schiebe seine Flucht bis zum 15., 16. oder 17. Juni hinaus.

Das war Bouillé zu unbestimmt. Der General schickte Anfang Juni Hauptmann Goguelat nach Paris, um eine definitive Bestimmung des Zeitpunktes zu vereinbaren. Der Hauptmann brachte am 7. das Versprechen zurück, der König werde in der Nacht vom 19. auf den 20. reisen. An demselben Tage kam ein Brief Fersen's, der die Verabredung bestätigte, aber den verdächtigen Zusatz machte, daß eine eventuelle neue Aenderung der Beschlüsse dem General mit der Post vom 11. angezeigt werden würde. Goguelat sowohl, wie der Brief Fersen's werden dem General die damals in Paris angelangte trügerische Nachricht gemeldet haben, daß die 10000 Mann vom Kaiser von Oesterreich bewilligt seien.

Nun war Bouillé entschlossen: er schickte am 10. Juni den Herzog von Choiseuil nach Paris, um endlich den Tag mit unwiderruflicher Genauigkeit festzusetzen. Der General war über die Verzögerungen und die schwankenden Zeitangaben in Verzweiflung: seine Leute verfielen immer mehr der Zerrüttung; er hatte für die Flucht Truppen hin und her zu schieben. Nach der neuesten Anordnung des Kriegsministers hatte Bouillé sofort Nachricht von jeder solchen Bewegung zu geben. Folglich mußte der General darauf bestehen, daß die Flucht bald erfolgte, und daß ein bestimmter Termin angegeben und eingehalten würde, damit nicht überflüssige Dislozirungen vorkamen, die er nicht verantworten konnte.

Choiseuil sah nach seiner Ankunft in Paris am 11. früh zuerst Fersen, der ihm verkündete, man bleibe beim 19. Zum König konnte er nur verkleidet und erst in der Nacht vom 12. zum 13. gelangen. Inzwischen hatten sich die Dinge schon wieder verändert. Der König sagte ihm, es sei unmöglich, Sonntag den 19. abzureisen, weil jene demokratische Kammerfrau des Kronprinzen ihren Turnus erst am Montag früh beende. Vergeblich schlug Choiseuil dem König alle möglichen Auskünfte vor, um jene Frau zu entfernen. Der Herzog betonte, daß Bouillé die Befehle für die Truppen schon zum 19. gegeben habe, und daß ihr unnützes Verweilen an den Orten, wohin sie

befohlen waren, leicht Verdacht erregen könnte. Als er damit nicht durchdrang, stellte Choiseuil ein Ultimatum: Er zeigte dem König im Namen Bouillé's an, für Sonntag den 19. werde alles bereit sein. Erfolge die Flucht dann nicht, so halte man sich auch noch am 20. bereit. Nachher sei aber alles vorbei. Reise Seine Majestät nicht am 20. Nachts, so werde Choiseuil nach Metz zurückeilen und unterwegs die Abtheilungen einziehen. Bouillé selbst werde mit den treuen Soldaten nach Belgien auswandern.

Die Drohung gab dem König Entschlossenheit: er setzte die Flucht unwiderruflich auf den 20. fest. Bouillé erhielt die Nachricht am 15. Abends in Metz, und noch in der Nacht ergingen die Befehle an die einzelnen Truppentheile, ihren Marsch um 24 Stunden aufzuschieben, die auch überall noch rechtzeitig anlangten.

Der General verließ Metz am frühen Morgen des 16. unter dem Vorwand einer Rundreise wegen der österreichischen Bewegungen, in Wahrheit, um die letzte Hand an seine Anstalten zu legen. Er hatte in Metz, um allen Verdacht abzuwenden, Einladungen zu einem Abendessen für den 22. Juni ergehen lassen.

Sechstes Kapitel.

Die Entweichung aus der Stadt.

Am 20. Juni gegen 12 Uhr Nachts.

Die letzten Tage in Paris müssen für das Königspaar aufreibend gewesen sein. Wie viel blieb zu bedenken und zu thun, unter beständigem Versteckenspielen, unter beständiger Angst, sich zu verrathen und verrathen zu werden! Daß man bereits verrathen war, wußte man bis zuletzt nicht, doch hatte man allen Anlaß zur Furcht, weil Fluchtgerüchte gerade in dieser Zeit in den revolutionären Zeitungen wiederum auftauchten und das Publikum erregten. So wurde die Aufmerksamkeit der königlichen Umgebung geweckt, die dann mit Fragen und beflissenen Mittheilungen an die königliche Familie herantrat. Monsieur, hörte z. B. am 19. von einem Hofarzt, ein Entweichungsplan der königlichen Familie sei dem Journalisten Audouin zugetragen worden, der in seiner Zeitung am folgenden Tag veröffentlicht werden sollte. Am Morgen des 20. selbst verbreitete sich sogar das Gerücht, Marie Antoinette habe mit der Prinzessin Elisabeth in der Nacht in einer Droschke entfliehen wollen und sei angehalten worden.

Die Furcht erwachte, daß das Geheimniß an irgend einer Stelle undicht geworden sei, daß man also vielleicht Gefahr laufe, in einen von den Gegnern gelegten Hinterhalt zu fallen, aber der Hof war schon zu weit gegangen, um zurückzuweichen. Man sagte sich: Es muß gewagt sein. In der That ist es auch schließlich ohne Einfluß

auf den Verlauf der Flucht geblieben, daß das Geheimniß im Voraus verrathen wurde.

In den letzten Tagen vor der Flucht kam Ludwig noch zur Vollendung einer politischen Arbeit, die ihn schon seit Februar beschäftigte, eines Manifestes, das er an das Volk erlassen wollte, sobald er aus Paris heraus war. Der Eingang lautete:

„So lange der König hoffen konnte, die Ordnung und das Glück des Königreichs werde auf dem von der Nationalversammlung eingeschlagenen Wege und durch sein Verweilen in der Hauptstadt, in ihrer Nähe, wiedererstehen, so lange ist ihm kein persönliches Opfer zu schwer gewesen. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt hätte, so würde er auch die Nichtigkeit nicht geltend gemacht haben, die wegen der absoluten Unfreiheit, in der er sich befand, allen seinen Handlungen seit dem Oktober 1789 anhaftet. Heute aber, wo sein einziger Lohn für so viele Opfer darin besteht, das Königthum vernichtet, alle Gewalten mißachtet, das Eigenthum verletzt, die persönliche Sicherheit überall gefährdet, das Verbrechen straflos und völlige Anarchie siegreich über den Gesetzen zu sehen, ohne daß der leere Schein von Macht, den die neue Verfassung ihm gewährt, ausreichte, um einem einzigen der Uebel zu steuern, die das Königreich heimsuchen, — heute glaubt der König, indem er gegen alle während seiner Gefangenschaft von ihm ausgegangenen Akte feierlich protestirt, allen Franzosen und der ganzen Welt eine Darstellung seines Verhaltens, sowie das Bild der im Königreich zu Stande gekommenen Einrichtungen und Zustände vorführen zu müssen."

Hier steht nun neben Klagen über die Unterdrückung der Religion und die Ermordung der Leibwächter: Der König habe, den ihm ausgesprochenen Wünschen nachgebend, mit seiner Familie sich in den Tuilerien niedergelassen und die Versammlung nach Paris gerufen; Und doch sei dieser Wechsel des Aufenthalts für ihn sehr unbehaglich gewesen; „Nichts war für die Aufnahme des Königs vorbereitet und die innere Einrichtung ist weit entfernt, die Bequemlichkeiten zu gewähren, woran S. M. in den anderen königlichen Schlössern gewohnt war und die jedem wohlhabenden Privatmann zu Gebote stehen."

Der Schluß lautete:

„Ist es nach alledem und bei der Unmöglichkeit, in der sich der König befindet, zum Guten zu wirken und das Böse zu verhindern, — ist es wunderbar, daß er daran dachte, seine Freiheit wiederzuerlangen und sich mit seiner Familie in Sicherheit zu bringen?"

„Franzosen, und besonders Ihr, Pariser, Bewohner einer Stadt, die die Vorfahren Seiner Majestät gern die „gute" Stadt Paris nannten, mißtraut den Lügen Eurer falschen Freunde; kehrt zu Eurem König zurück, er wird immer Euer Vater, Euer bester Freund sein. Mit welcher Freude wird er nicht alle seine persönlichen Unbilden vergessen und sich wieder in Eurer Mitte sehen, wenn eine von ihm in voller Freiheit angenommene Verfassung bewirkt, daß unsere heilige Religion wieder geachtet, die Regierung auf einem festen Fuß hergestellt wird, damit, Kraft ihres Waltens, niemand mehr in seinem Besitz und Zustand gefährdet ist, damit das Gesetz nicht länger ungestraft verletzt und damit die Freiheit auf sicheren und unerschütterlichen Grundlagen befestigt wird."

Paris, den 20. Juni 1791. gez. Ludwig.

An dem verhängnißvollen Tage wurde die gewöhnliche Ordnung des Lebens geflissentlich beobachtet. Der Kronprinz ging von 10½ bis 12½ Uhr in seinen Garten, die Königin mit dem gewöhnlichen Gefolge um 11 Uhr in die Messe; darnach bestellte sie den Wagen auf 5 Uhr, um mit den Kindern auszufahren. Prinzessin Elisabeth war des Morgens auf ihrem Landsitz Bellevue, nach ihrer Rückkehr fand, wie gewöhnlich, zwischen 1 und 2 Uhr das Essen statt. Als darauf die Kinder fortgeschickt wurden, weihten König und Königin Prinzessin Elisabeth ein, die bis dahin nur im Allgemeinen gewußt hatte, daß man an Entweichung dachte. Vor der Spazierfahrt der Königin sahen sie und der König Fersen zum letzten Mal, wobei unter anderem verabredet wurde, daß Fersen, wenn die Flüchtigen festgehalten würden, in Brüssel für sie wirken sollte. Der König wollte Fersen einen für diesen Fall im Voraus geschriebenen Brief noch am Abend durch die Leibwächter zuschicken. Zum Abschied sagte

der König: „Herr von Fersen, was auch geschieht, ich werde nicht vergessen, was Sie Alles für mich thun"; Marie Antoinette weinte viel. Nach 5 Uhr fuhr die Königin mit den Kindern aus, nach einem Garten am Ende der Chaussee d'Antin. Während des Spaziergangs suchte sie ihre kleine Tochter durch Andeutungen über außergewöhnliche Dinge, die ihnen bevorständen, etwas vorzubereiten, aber die junge Prinzessin verstand sie nicht.

Nach der Rückkehr, zwischen 7 und 8 Uhr, wurde der kleine Kronprinz bis 8½ Uhr zu seiner Ober-Gouvernante, Frau von Tourzel, geführt und um 9 Uhr wurde er, um 9½ Uhr die kleine Prinzessin in der gewöhnlichen Weise zu Bett gebracht.

Zwischen 8 und 9 Uhr fanden sich die drei Leibwächter durch verschiedene Zugänge in den Tuilerien ein, um die letzten Befehle zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit mögen zwischen dem Königspaar und ihnen Versicherungen des Vertrauens einerseits, der Treue anderseits ausgetauscht worden sein, aber was Moustier*) und Valory davon erzählen, ist voll von unwahrscheinlichen Ausschmückungen. Während Maldent im Schloß blieb, trafen die beiden Andern sich um 8¾ Uhr auf dem Pont-Royal mit Fersen, dem sie das Losungswort gaben und den Brief des Königs für Mercy überbrachten.

Die Königin hatte inzwischen Monsieur, der seit einigen Tagen wußte, daß die Flucht unmittelbar bevorstand, und den sie noch zu sprechen wünschte, in ihrem Zimmer etwas warten lassen. „Endlich erschien sie," erzählt er in der Relation über die eigene Flucht; „Ich ging ihr rasch entgegen, sie zu umarmen." „Nehmen Sie sich in Acht mich zu rühren," sagte sie; „man soll nicht sehen, daß ich geweint habe."

Um 9 Uhr fand, wie gewöhnlich, das Abendessen mit Monsieur, Madame und Prinzessin Elisabeth statt; man blieb bis gegen 11 Uhr zusammen. In dieser Zeit eröffnete der König seinem Bruder, daß er nach Montmédy reise und befahl ihm, sich in derselben Nacht nach Longwy zu verfügen.

---

*) Relation du voyage de S. M. Louis XVI. lors de son départ pour Montmédy . . . Paris 1815.

Gegen 10 Uhr verließ die Königin die Uebrigen für einige Zeit, um die Kinder zur Abreise rüsten zu lassen und klopfte an die Thür ihrer Tochter. Als die Kammerfrau, Frau Brunier, öffnete, befahl die Königin, die Prinzessin sogleich anzukleiden und zum Kronprinzen hinabzubringen; man müsse sofort abreisen. Sie wünsche, daß Frau Brunier mit Frau Neuville, der Kammerfrau des Kronprinzen, sich anschließe; da sie aber verheirathet sei, so wäre ihr auch freigestellt, zu bleiben. Die, wie es scheint, ganz ahnungslose Frau erklärte sofort resolut, sie werde mitgehen, ohne Mann und Kinder noch einmal zu sehen. Etwa gleichzeitig gab Frau von Tourzel der Kammerfrau des Kronprinzen, die sich ebenfalls bereit erklärte, mitzukommen, Befehle über das Kind und ihr eigenes Verhalten.

Inzwischen war die Königin in's Zimmer zurückgekehrt, und man nahm gegen 11 Uhr Abschied von Monsieur und Madame. Dann entkleideten sich König, Königin und Prinzessin Elisabeth, wobei die Umgebung, nach der Etikette des ancien régime, eine kurze Aufwartung zu machen pflegte. Man war mit dem „Coucher“ einer Menge unbequemer Zeugen ledig, die sich theils in die entlegeneren Räume zurückzogen, theils das Schloß ganz verließen. Daher zeigten sich die Höfe bald nach dem „Coucher“ sehr belebt, und die Fliehenden konnten hoffen, unter dieser Menge von Menschen unbemerkt zu entkommen.

Als die lästigen Zeugen, die zuschauten, wie die Herrschaften sich auskleideten, Abschied genommen hatten, standen König, Königin und Prinzessin Elisabeth wieder auf. Der „Garçon de Chambre“ Hubert hatte den König um 11 Uhr 20 Minuten im Bett gesehen. Der „Valet de Chambre“ schlief ganz in der Nähe des Königs, kleidete sich, wenn sein Herr zu Bett gebracht war, in einem benachbarten Zimmer aus und knüpfte dann, ehe er sich selbst niederlegte, ein um seine Hand befestigtes Band an das Bett des Königs, damit der Monarch ihn leicht wecken konnte. Da der „Valet de Chambre“ nicht im Geheimniß war, also in dem Glauben bleiben sollte, der König sei im Bett, so mußte dieser die Zeit, während der Diener sich auskleidete, benutzen, um aufzustehen, die Bettvorhänge zuzumachen

und sich rasch durch ein Nebenzimmer nach den Gemächern der Königin zu entfernen, wo er die nöthigen Kleidungsstücke fand.

Gerade jetzt in der letzten, entscheidenden Stunde wurde La Fayette aus seiner Sorglosigkeit aufgerüttelt: Gouvion empfing gegen 11 Uhr eine neue schriftliche Anzeige von der Rochereuil, die er an den Bürgermeister Bailly sandte, und der Bürgermeister, der krank war, ließ La Fayette zu sich rufen. „Wir theilten ihm", erzählt Bailly, „unsere Nachrichten und Besorgnisse mit. Der General erwiderte, er werde sich nach dem Schloß begeben, dort die strengsten Befehle ertheilen, und wenn das Vorhaben ihm auch wenig wahrscheinlich vorkomme, so werde er seine Ausführung schon zu hindern wissen." La Fayette fuhr also nach den Tuilerien und sprach mit Gouvion. Gouvion ließ sofort alle Thore mit Ausnahme des Portals der Cour des Princes schließen und gab Befehl, die Thür von Villequier's Wohnung, die auf diesen Schloßhof führte die ganze Nacht zu bewachen. La Fayette kehrte darauf, nach kurzem Aufenthalt im Schloß, zu Bailly zurück. Der General berichtete hier, was angeordnet war und sagte, nicht eine Maus könne durchkommen. Bailly solle sich nur in aller Ruhe zu Bett legen und seine Medizin nehmen. Die Abgeordneten lachten sehr, als Gouvion am folgenden Tag der Versammlung erklärte: „Diesen Morgen erhielt ich von der Person, die mir alle die Nachrichten gab die Nachricht von der Flucht. Sie sagte: „„Sie sind doch durch diese Thür entwichen"". Ich antwortete: „„Unmöglich! die gesammte wachthabende Nationalgarde wird bezeugen, daß 5 Offiziere die ganze Nacht vor dieser Thür gestanden haben, daß ich selbst dort war.""

Die Bewachung trat eben um kurze Zeit, um höchstens 1/4 Stunde, zu spät ein, nachdem die Bewachten unter der lebhaften Bewegung von Wagen und Menschen, die nach dem Coucher stets auf den Schloßhöfen stattfand glücklich entkommen waren.

Die Kinder schlüpften zuerst aus dem Schloß: die 13 jährige Prinzessin in einem auf vielen Umwegen besorgten Kattunkleidchen, der 7 jährige Kronprinz als Mädchen verkleidet. Sie wurden von Frau von Tourzel und den Kammerfrauen, unter dem Geleit des Herrn von Maldent, nach den Zimmern des Herzogs von

Villequier hinab und von da durch die bewußte Thür auf die Cour des Princes hinausgebracht. Hier hielt Fersen, als Kutscher verkleidet, seit 10¼ Uhr mit einem zweispännigen Miethwagen. Es schlug 11¼ Uhr, als die „Enfants de France“ mit ihrer Gouvernante einstiegen. Fersen fuhr in die Nähe des Petit-Carrousel, das 200 Schritt von den Tuilerien entfernt ist. Hier hatte man eine bange Zeit zu warten, der Kronprinz lag unter dem Sitz, hinter dem Kleide von Frau von Tourzel verborgen. Zufällig blieb eine leere Droschke in der Nähe halten, und der Kutscher ließ sich mit Fersen in ein Gespräch ein, der im Kutscherton darauf einging, auch seinem Kameraden eine Prise aus einer schlechten Tabakdose bot. Ein Gespenst, das an ihnen vorüberglitt, versetzte die Harrenden in gewaltige Angst: La Fayette's Wagen, von Reitern mit Fackeln in den Händen umringt, rollte von Bailly's Krankenbett nach den Tuilerien. Endlich, um 11¾ Uhr, kam Prinzessin Elisabeth, begleitet, wie es scheint, von ihrem Kammerherrn, Herrn von St. Pardoux. Die Prinzessin trug ein ganz einfaches Morgenkleid und einen großen, das Gesicht beschattenden Hut.

Dann kam der König in einem braunen Leibrock mit rundem Hut ohne Ordensband, begleitet von Herrn von Maldent. Dem König war an dem Portal nach dem Carrousel, ziemlich nahe bei einer Schildwache, eine Schuhschnalle losgegangen. Er hielt für nöthig, sie fast unter den Augen der Wache wieder fest zu machen, ein Leichtsinn, zu dem der König sich berechtigt glaubte, weil er den Ritter von Coigny, der ihm ähnlich sah, 14 mal um dieselbe Stunde durch dieselbe Thür geschickt hatte, um die Wachen an seine Erscheinung zu gewöhnen.

Maldent kehrte nach dem Schloß zurück und holte die Königin, die genau wie Prinzessin Elisabeth sich gekleidet hatte. Als sie mit ihrem Begleiter durch das Portal schritt, fuhr La Fayette's Wagen, auf seinem Rückwege aus dem Schloß, ebenfalls hindurch. Die Königin drückte sich zitternd an die Mauer, niemals, sagte sie später, habe sie einen größeren Schreck gehabt. Marie Antoniette war also gerade noch im letzten Augenblick herausgekommen, bevor La Fayette's Be=

fehle ausgeführt wurden. Die Königin blieb absichtlich bis zuletzt und öffnete den andern die Thür; das galt in ihrem Prozeß vor dem revolutionären Tribunal als Beweis, daß sie die Anstifterin des ganzen Anschlages gewesen sei.

Der Leibwächter kannte die Straßen von Paris ebensowenig, wie Marie Antoinette, aber er muß auch geringen Ortssinn besessen haben, denn er war außer Stande, die Königin die 200 Schritte bis zum kleinen Carrousel zu führen, obwohl der König ihm eben erst den Weg gezeigt hatte. Eine Schildwache wies sie zurecht, und sie erreichten den Wagen, wie es scheint, ohne erheblichen Zeitverlust.

Um 12 Uhr war die ganze königliche Familie vereint, und Fersen fuhr nach dem Sankt Martinsthor, wo der Reisewagen der Flüchtigen harrte. Der Reisewagen war in der letzten Zeit aus Fersen's Hause fortgebracht und zu einer dem Grafen befreundeten Familie Crawford geschafft worden, die in der rue de Clichy wohnte. Nach einer Quelle fuhr Fersen auf seinem Wege zum Martinsthore erst hier vorbei, um festzustellen, ob der Wagen auch seine Station verlassen habe, nach einer anderen Quelle machte er aus Unkenntniß einen großen Umweg — jedenfalls gebrauchte er vom kleinen Carrousel bis zum Thore eine volle Stunde. Am Thor wartete der Wagen mit Moustier und Valory. Fersen wendete die Droschke, in der die königliche Familie gekommen war, gegen die Stadt um und stürzte sie in einen Graben. Dann setzte er sich zu Moustier auf den Bock, Maldent stieg hinten auf und Balthasar Sapel, Fersen's Kutscher, lenkte als Postillion vom Pferd aus den Wagen auf Bondy zu, während Valory als Kurier voransprengte. Die Nacht, die diese Flucht decken sollte war die kürzeste des Jahres.

Siebentes Kapitel.

Von Bondy bis Pont de Sommevelle.

Vom 20. Juni Morgens halb zwei bis zum 21. Nachmittags halb sechs.

Nach Bondy und Châlons.

In einer halben Stunde hielt man in Bondy, der ersten Station hinter Paris, wo Valory bereits neue Pferde bestellt hatte. Trotzdem man sehr rasch gefahren war, erfolgte die Ankunft in Bondy erst um halb zwei, während Fersen bereits um halb eins hier einzutreffen rechnete.

In Bondy trennte Fersen, sehr gegen seinen Willen, sich von der königlichen Familie. Noch im letzten Augenblick scheint der Graf den König gedrängt zu haben, ihn mitzunehmen. Warum weigerte sich Ludwig XVI.? Dachte er an das Gerede über Fersen und die Königin? Der Herzog von Lévis meint in seinen „Souvenirs“, der gefährliche Posten des Begleiters gebührte nicht einem Schweden, sondern einem vornehmen Franzosen. Fersen selbst sagte zu Ludwig Bouillé, der König habe ihn wohl aus Furcht davor nicht mitgenommen, daß er ihn zu kühnen Entschlüssen treibe.

So ritt denn Fersen auf dem Pferde, das Valory bis Bondy benutzte nach Le Bourget, wohin er seinen Wagen vorausgeschickt hatte. Von Le Bourget reiste er mit Extrapost über Quesnoy und St. Vast nach Mons, wo er am 23. den unglücklichen Ausgang der Flucht erfuhr und von wo er am 25. nach Brüssel ging. Eine Sage ist,

daß Fersen von Bondy nach Paris zurückkehrte, um auf dem Rathhaus, in der Bürgermeisterei und im Hause La Fayette's sich zu überzeugen, ob dort die Flucht schon bekannt geworden sei, und daß er erst, als alles ruhig erschien, den Weg nach Flandern eingeschlagen habe.

Der Eifer Fersen's für seine fürstlichen Freunde erlosch nicht mit dem unglücklichen Ausgang der Flucht. Er kam noch einmal verkleidet im Februar 1792 nach Paris, wo er seit dem Juni 1791 natürlich geächtet war, um einen neuen Fluchtplan den Majestäten im Auftrage seines Königs zu überreichen und entrann glücklich der Gefahr. Nachher hat der Graf an allen Höfen Europas für die Befreiung der unglücklichen Gefangenen unermüdlich gewirkt, bis ihre Häupter fielen.

Zwei Poststraßen führten von Paris nach Châlons, die eine 41, die andere 39 Lieues lang; die kürzere wurde gewählt. In Claye, der nächsten Station, 6 Lieues von Paris, fand man die vorausgeschickten Kammerfrauen, Frau Brunier und Frau Neuville. Die Beiden waren mit Frau von Tourzel und den königlichen Kindern nach der Wohnung des Herrn v. Villequier hinabgegangen und von einem Unbekannten zu Fuß von dort nach dem Quai Voltaire geführt worden, wo nahe beim Pont-royal eine von Fersen gemiethete Kutsche mit drei Pferden stand, in der sie nach Claye fuhren. Hier, wo die Frauen einige Zeit auf den königlichen Wagen warten mußten, hielten sie ungeschickter Weise ihren Miethskutscher bis zu des Königs Ankunft zurück, so daß er bei seiner Rückkehr nach Paris den Behörden den Reisewagen beschrieb und die Auskunft gab, daß er nach Meaux weitergefahren sei, allerdings ohne den Verfolgten durch die Anzeige noch schaden zu können.

Je näher man sich noch an Paris befand, desto größer war natürlich die Angst der Reisenden. Der König sagte zu Moustier: „ich habe überhaupt so wenig Glück, daß ich an dem Gelingen meiner Reise zweifle". Dagegen läßt Frau von Tourzel den König, nachdem er kaum den Schlagbaum von Paris hinter sich gelassen hatte, in die kühnen Worte ausbrechen: „seid überzeugt, wenn ich erst mit dem

H . . . . im Sattel sitze, so werde ich ein ganz anderer Mann sein als wie Ihr mich bisher gekannt habt." Ludwig hat sicher Beides, das Kühne und das Verzweifelte gesagt, wenigstens entspricht das seinem Charakter.

Jemehr man sich Châlons näherte, desto leichter athmeten die Flüchtigen auf. Als der König einmal ausstieg, und Moustier sich vor ihn stellte, damit er ihn vor den Blicken der Zuschauer verdeckte, meinte der König, jetzt sei so etwas nicht mehr nöthig, die Reise wäre nunmehr wohl gegen alle Störung gesichert. Daß auf der ganzen Fahrt nicht nach den Pässen gefragt wurde, erschien auch sehr beruhigend.

Der König liebte übrigens mehr, die Ungunst des Schicksals anzuklagen, als sich zu bemühen, selbst Einfluß auf das Schicksal zu gewinnen. Er stieg immer gerade an den Umspannorten aus, die, wie gewöhnlich, von Bettlern und müßigen Zuschauern umlagert waren. Er unterhielt sich auch wohl mit den Bauern über die Ernteaussichten, blieb überhaupt unnütz lange aus dem Wagen und ging sogar steile Abhänge hinauf und hinunter zu Fuß.

„Les gardes du Corps bons à rien", verzeichnete, wie wir schon sahen, Fersen später nach den Erzählungen der Königin in sein Tagebuch. Wenigstens war ihr Dienst sehr unpraktisch geordnet, und ihr Verfahren keineswegs vorsichtig und geschickt; wen die Schuld davon traf, müssen wir dahingestellt lassen. Valory, der stets vorausritt, um die Pferde auf der nächsten Station zu bestellen, scheint der Geweckteste der Drei gewesen zu sein, aber er hatte immer zu wenig Vorsprung vor dem Wagen, meist kaum eine Viertelstunde, so daß die Pferde noch nicht bereit standen, wenn der Wagen kam. Außerdem hatte Valory übernommen, das Postgeld und das Trinkgeld den Postillionen zu bezahlen, wodurch er zwecklos aufgehalten wurde. An der Wagenthür im Innern hing ein Sack mit Geld, aus dem der Kurier schöpfte. Man begreift schwer, warum nicht die Zahlungen nach Choiseul's Rath von einem andern Leibwächter besorgt wurden, da beide gar nichts zu thun hatten, als hinter dem Wagen herzureiten. Daß keiner von diesen Herren Autorität genug über den König gewann, um ihn zur Vorsicht zu bestimmen, ist verständlich. So wurde

Valory zu einer besonders groben Thorheit angehalten, die übrigens im direkten Widerspruch zu Choiseuil's Weisungen stand: Der König pflegte auf Reisen den Postillionen für je zwei Lieues sechs Franken Trinkgeld zu geben. Privatleute gaben gewöhnlich ein und einen viertel Franken (25 Sous). Choiseuil hatte empfohlen, statt 25 30 Sous zu geben, um die Postillione bei guter Laune zu erhalten, aber keinesfalls mehr, damit nicht Aufsehen erregt würde. Valory mußte aber nichts desto weniger jedesmal sechs Franken Trinkgeld geben. Die Postillione fragten sich, wer wohl diese freigebige Herrschaft sein möchte.

Am 20. Juni gegen 12 Uhr Nachts hatte der König sich in Bewegung gesetzt, am 21. gegen 4 Uhr Nachmittags kam er in Châlons an. Die Stadt war voll Mißtrauens wegen der Husaren, die in Pont de Sommevelle, hinter Châlons, um Mittag eingetroffen waren*). Die Straße zwischen diesem Ort und Châlons war sehr belebt, und berittene Schutzleute eilten aus Châlons sofort dorthin, um zu erforschen, was die Husaren wollten. In Pont de Sommevelle ging lange vor der Ankunft des Königs die Vermuthung um, der König oder die Königin würden erwartet; Fluchtgerüchte lagen ja seit vielen Monaten beständig in der Luft.

Wie die Königin später erzählte, wurden sie in Châlons erkannt; ein Mann machte dem Bürgermeister Anzeige, der den Ausweg ergriff, ihm zu sagen, wenn die Sache sicher wäre, so möge er nur Lärm schlagen, aber die Folgen kämen auf sein Haupt. Was daran auch ist — jedenfalls hat nicht lange nach der Abfahrt des Königs das Gerücht, daß er durchgekommen sei, sich in Châlons verbreitet.

Bald kam die amtliche Bestätigung. Hauptmann Bayon, der im Auftrage der National-Versammlung die Flüchtigen verfolgte, war zufällig auf den richtigen Weg gerathen, und die Aussagen der Postmeister zeigten ihm deutlich, in welchen Wagen sie fuhren. In Chaintrix, dem letzten Postort vor Châlons, wo er einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte, schickte er, um keine Zeit zu ver-

*) S. 53.

lieren, den Sohn des Postmeisters als Kurier nach Châlons voraus, mit dem Befehl, die Wagen anhalten zu lassen. Als der Kurier in Châlons ankam, war der König schon auf dem Wege nach St. Ménehould. Die Behörden von Châlons schickten den Postmeister Viet, hinterher.

Jenseits Châlons erblickte die königliche Familie den ersten Sturmvogel: Während der Wagen aus irgend einem Grund anhielt, näherte sich ein einfach gekleideter Mann und sagte ziemlich laut: „Ihre Anstalten sind schlecht getroffen, Sie werden angehalten werden" und entfernte sich rasch.

Bald ereignete sich Schlimmeres: Fersen, Bouillé, Choiseuil und Goguelat*) hatten zusammen berechnet, daß der König, wenn er Paris um Mitternacht verlasse, am folgenden Nachmittage um 3 Uhr in Pont de Sommevelle sein müsse**). Nun haben wir aber gesehen, daß die königliche Familie erst eine Stunde später, als angenommen wurde, aus Paris herauskam. Auch hatte die Berechnung noch einen anderen, stärkeren Fehler: die Annahme, daß der Wagen den Weg bis Pont de Sommevelle in 15 Stunden zurücklegen werde, beruhte auf einem Irrthum Goguelat's. Die Kammerfrau der Königin, Frau Campan, bemerkt über diesen Punkt:

„Die Königin gab die Verhaftung in Varennes hauptsächlich Herrn von Goguelat schuld; sie sagte, die Zeit, die die Reise dauern mußte, wäre von ihm berechnet worden. Er machte den Weg von Montmédy nach Paris allein in einer chaise und gründete alle seine Berechnungen auf die Zeit, die er zu dieser Fahrt gebrauchte. Seitdem machte man noch einmal die Probe, und ein leichter Wagen ohne Kurier fuhr beinahe drei Stunden weniger, als ein schwerer, von einem Kurier begleiteter Wagen***).

---

*) Vgl. S. 70.

**) Klinckowström: „La cour de France, par le comte de Fersen." Paris 1878 II, 137.

***) „Mémoires", Paris 1849 II, 328. In der Hauptsache bestätigt von Goguelat selbst „Mémoire sur les évènements relatifs au voyage de Louis XVI. à Varennes", Paris 1823 S. 14.

Dies war der Hauptgrund, warum sich die Ankunft des Königs in Pont de Sommevelle um mehrere Stunden verzögerte; daß außerdem die Zeit schlecht ausgenutzt wurde, haben wir gesehen, und so erfolgte, daß der Wagen anstatt um drei Uhr zwischen halb sechs*) und halb sieben in Pont de Sommevelle anlangte — eine verhängnißvolle Verspätung!

*) General Bouillé „Mémoires“, Paris 1821, S. 415. L. Bouillé „Mémoire sur le départ de Louis XVI“, Paris 1823, S. 95. Choiseuil „Rélation du départ de Louis XVI“, Paris 1822, S. 84 u. 85. Goguelat S. 26.

Achtes Kapitel.

Pont de Sommevelle.

Als Valory in Pont de Sommevelle ankam, wo die erste Kavallerie-Abtheilung aufgestellt sein sollte, erfuhr er, daß die Husaren fort seien und berichtete darüber dem König, der bald darauf eintraf. Welche Ueberraschung für ihn, nachdem er sich gerettet glaubte! Es kam ihm vor, hat er später selbst gesagt, als thäte sich die Erde unter ihm auf, um ihn zu verschlingen. Was war vorgefallen?

Der Herzog von Choiseuil war 10 Stunden vor dem König am 20. 2 Uhr Nachmittags von Paris abgefahren, mit ihm Léonard, der Kammerdiener und Friseur der Königin, über dessen komisches Gebahren Choiseuil unterwegs sich so ergötzte, daß er der Beschreibung 5 oder 6 Seiten widmet. Sie übernachteten in Montmirail und kamen am 21. um 11 Uhr Vormittags in P. de Sommevelle an, wo der Oberst Herzog von Choiseuil die dort aufgestellte Abtheilung befehligen sollte. Eine Stunde später erschienen aus Metz Hauptmann Goguelat und Leutnant Boudet mit 40 Husaren vom Regiment Lauzun.

Der Herzog erzählt, daß er den Wagen, wie in den erwähnten Konferenzen festgestellt war, um 3 Uhr erwartete und den Kurier eine Stunde vorher. Um 3 Uhr weder Kurier noch Wagen! Ebensowenig um 4 Uhr! „Die Ungeduld verzehrte mich“, sagt der Herzog. Da trat ein Zwischenfall ein. Die Bauern des benachbarten Gutes

der Herzogin von Elbeuf, die sich weigerten, die gutsherrlichen Abgaben*) zu zahlen, waren mit militärischer Exekution bedroht worden, wogegen die Landleute aus der Nachbarschaft ihnen Hilfe versprachen. Weil man die Husaren für die Exekution hielt, rotteten sich die Bauern drohend zusammen, auf den Dörfern rings umher ertönte die Sturmglocke. Außerdem war Choiseuil nicht entgangen, welche Unruhe, welchen Verdacht die Husaren in dem benachbarten Châlons hervorriefen, wie Schutzmänner spionirend von dort herüberkamen, wie man sich über die angebliche Kriegskasse aufhielt, wie bereits gemunkelt wurde, daß die Truppen auf den König warteten. Der Herzog sagt, er habe erwogen, daß die Anwesenheit der Truppen der Grund all dieser bedrohlichen Aufregung sei, und daß gerade wegen des Postens die Durchfahrt des Königs nicht nur in Pont de Sommevelle, sondern auch in Châlons gefährdet erscheine. Inzwischen wäre es 5 Uhr geworden, also mehr als 3 Stunden über die Zeit, wo der Kurier anlangen mußte, und da habe er sich denn gegen sechs entschlossen abzuziehen. Der Herzog fragte den Postmeister, ob es wohl lange her sei, daß eine Kasse nach Metz ging. Die Antwort lautete, erst am Morgen sei eine von 600,000 Franken mit der Post durchgekommen. Da sagte Choiseuil, den Vorwand rasch ergreifend, zu Goguelat: „Das war gewiß die Kasse, auf die wir warteten; Herr v. Bouillé wußte gewiß nicht, daß man sie auf diese Art befördern würde; so sind wir denn überflüssig und können fort".

Als der Herzog von Choiseuil den Rückzug antrat, wendete sofort ein Schutzmann sein Pferd, um die Nachricht nach Châlons zu bringen. Die Husaren ritten im Schritt die große Chaussee nach Ste. Ménehould entlang bis nach Orbeval, wo ein Seitenweg durch den Wald nach Varennes führt, ohne Ste. Ménehould, die nächste Station des königlichen Wagens, zu berühren. Choiseuil

*) Einige davon waren in der Nacht des 4. August vorläufig stehen geblieben.

vermied Ste. Ménehould, weil die Husaren, die hier übernachtet hatten, mit der aufgeregten Bevölkerung in Streit geriethen.

Der Zug durch den Wald war sehr beschwerlich. Von Dorf zu Dorf mußte man Führer nehmen. Der Weg war äußerst mühsam, häufig steil; als die Nacht hereinbrach, suchten die Husaren ihn tastend zu Fuß. Einer fiel in ein tiefes Loch, weswegen die ganze Abtheilung drei Viertelstunden Halt machte, um ihn herauszuholen. Die Sturmglocken lärmten, die Bevölkerung war aufgeregt und feindselig. Mehrmals brach Choiseuil sich Bahn den Säbel in der Faust. Im Dorfe Neuville au Pont wollte man sogar eine Nachhut von 4 Husaren abfangen, und Choiseuil befreite sie durch einen Angriff. So kamen die Reiter erst gegen 1/2 1 Uhr, über 1 Stunde nach der Anhaltung des Königs, in Varennes an*).

So erzählt Choiseuil, aber in einem wichtigen Punkte berichtet er falsch: er hielt nicht bis gegen sechs Uhr aus, sondern machte sich bereits aus dem Staube, als der König um drei noch nicht da war. Gegen drei Uhr, wo er den König nach den Pariser Verabredungen und nach seiner eigenen Angabe in kurzer Zeit erwarten mußte, schickte er den Friseur Léonard über St. Ménehould, Clermont und Varennes nach Stenay voraus und gab ihm gleichlautende Zettel an die Kommandöre der Posten in St. Ménehould und Clermont mit, auf denen stand: „Es gewinnt nicht den Anschein, daß die Kasse heute durchkommt; ich ziehe ab, um mich mit Herrn von Bouillé zu vereinigen, morgen werden Sie neue Befehle erhalten"**).

Der Herzog von Choiseuil behauptet in seiner Rechtfertigung***), er habe Leonard um vier Uhr weggeschickt, in einem Briefe, daß der Friseur „3 Stunden vor ihm" von Pont de Sommevelle abgefahren

---

*) Choiseuil S. 85.

**) Bouillé S. 247, S. 416 Note 1. Choiseuil S. 129 und S. 131. L. Bouillé S. 96, S. 162. Damas „Rapport sur l'affaire de Varennes". Paris 1821 S. 218. Vgl. übrigens S. 70.

***) Choiseuil S. 80.

sei*). Da nun Choiseuil selbst sagt, er habe den Ort um 6 Uhr verlassen**), bleibt festzustellen, ob Léonard gegen drei oder wirklich, wie der Herzog behauptet, um vier Uhr fortgeschickt worden ist. Mit welcher Geschwindigkeit ist der Friseur gefahren? Er kam in St. Ménehould, wie der dort stationirte Wachtmeister Lagache***) berichtet, „nach 5 Uhr" an und in dem vier lieues von St. Ménehould entfernten Clermont „gegen 7½ Uhr" †). Also gebrauchte Léonard für 4 lieues oder 18 Kilometer, ungefähr 120 Minuten, was sehr glaublich erscheint, da keine Pferde vorausbestellt waren. Halten wir fest, daß er für eine lieue ungefähr 30 Minuten brauchte und rufen wir uns in's Gedächtniß zurück, daß Wachtmeister Lagache ihn in St. Ménehould „nach 5 Uhr" ankommen sah, so muß Léonard, um die 6 lieues zwischen Sommevelle und Ménehould zu bewältigen, zwischen 2 und 3 Uhr Choiseuil verlassen haben. Die Angabe Lagache's stimmt also nicht mit der Rechtfertigungsschrift, sondern eher mit dem Briefe des Herzogs.

In Clermont, das 10 lieues von Sommevelle entfernt ist, kam der Friseur, wie wir schon erzählten, um 7½ Uhr an. Er muß, wie er fuhr, für diese Strecke fünf Stunden gebraucht haben, mithin ungefähr um halb drei von Choiseuil fortgesandt sein, also zu der Stunde, die des Herzogs Brief unbedacht verräth.

Choiseuil setzt übrigens nicht nur die Absendung Léonard's später an als der Wirklichkeit entspricht, sondern sucht auch jene Briefe an die Kommandöre der Abtheilungen, die seinem Rückzuge unmittelbar voraufgingen, abzuschwächen, kann aber selbst ihren wesentlichen Inhalt nicht leugnen. Er räumt ein, daß er Léonard einen Brief an den Kommandör der Reiter in St. Ménehould mitgegeben: „dans lequel je lui parlais de ma crainte sur un retard si extraordinaire (vor 3 Uhr!) et de l'obligation où je serais

*) L. Bouillé S. 162.
**) Choiseuil 84.
***) Choiseuil 129.
†) Rémy bei Choiseuil S. 142. Damas S. 218.

peut-être d'éloigner mon détachement dont la présence troublait la tranquillité publique"*).

Sollen wir wirklich glauben, daß Choiseuil, der vor drei Uhr schrieb: „Es hat nicht den Anschein, daß die Kasse heute durchkommt, ich ziehe ab, um mich mit Herrn von Bouillé zu vereinigen", bis sechs Uhr wartete? Uebrigens beweist die Zeit der Ankunft in Varennes, dem Endpunkt des Ritts durch den Wald, daß der Herzog Pont de Sommevelle erheblich früher verließ, als er zugiebt. In Varennes traf Choiseuil um 12½ Uhr Nachts ein**); wenn er Pont de Sommevelle gegen sechs verließ, brauchte er also höchstens 7 Stunden für die 45 Kilomter, die zwischen den beiden Orten liegen. Nun legten die Husaren die ersten 13½ Kilometer bis Orbeval, wie der Herzog ausdrücklich bemerkt, im Schritt zurück, die anderen 31½ Kilometer boten, wie wir hörten, natürliche und militärische Hindernisse auf Schritt und Tritt. Auch sagt der Herzog selbst, daß er um einen einzigen Husaren sich ¾ Stunden aufhielt. Es ist also kaum möglich, daß die Truppe 45 Kilometer in 420 Minuten, also den Kilometer in 9 Minuten; zurücklegte brauchte doch Léonard auf der Chaussee 30 Minuten für 1 lieue = 4½ Kil., also beinahe 7 Minuten für einen Kilometer. Daß Choiseuil, der um halb eins in Varennes ankam, erst gegen sechs Pont de Sommevelle verließ, ist undenkbar.

Der Herzog besaß, so früh wie er seinen Posten aufgab, noch keinen Grund anzunehmen, daß der König nicht mehr komme. Seine Instruktion lautete allerdings vielleicht etwas unbestimmt***), verbot ihm aber jedenfalls, um drei Uhr schon abzuziehen. Leutnant Aubriot, der Vertrauensmann Choiseuil's, berichtet†), der König sei um 1 Uhr erwartet worden, nicht erst gegen 3 Uhr. Wenn Aubriot die Wahrheit sagt, so müssen Choiseuil und Goguelat den Kopf völlig

---

*) Chois. 81, 82. Vgl. S. 88.

**) Vgl. S. 117.

***) Nach Bouillé, S. 415, sollte er „den ganzen 21." in Pont de Sommevelle bleiben, nach B., S. 428, „bis zum Einbruch der Nacht".

†) Choiseuil S. 152.

verloren haben, da beide in Paris an der Feststellung des Reiseplanes theilnahmen. Uebrigens mußten sie auch unter dieser falschen Voraussetzung mindestens solange warten, bis der Kurier ankam, der laut Verabredung von Bondy abgehen sollte, falls der König dort nicht eintraf. Dieser Bote hatte sich 3½ Stunde nach dem Termin in Bewegung zu setzen, der für die Ankunft des Königs in Bondy berechnet war, konnte also, wenn Ludwig in Pont de Sommevelle irrthümlich um 1 Uhr erwartet wurde, in dieser Stadt nicht vor halb fünf eintreffen. Bis dahin blieben Choiseuil und Goguelat auch unter ihrer willkürlichen Hypothese verpflichtet auszuharren.

Man dürfte die beiden Offiziere milder beurtheilen, als man leider genöthigt ist, zu thun, wenn sie den übereilten Rückzug wenigstens auf der Landstraße Pont de Sommevelle — S. Ménehould antraten, deren Gefahren doch der königliche Postwagen sich auch aussetzen mußte. Aber indem sie durch den Wald zogen, verletzten sie ihre Instruktion, von S. Ménehould an, wo der Weg sich gabelte, die Linie Paris — Varennes auf 20 Stunden abzusperren*). So trifft Oberst Choiseuil die Verantwortung dafür, daß Postmeister Viet**), der von Châlons hinter dem König her jagte, nach S. Ménehould gelangte und hier den Verdacht seines Kollegen Drouet amtlich bestätigte, der daraufhin nachsetzte und den König verhaften ließ. Vielleicht noch verhängnißvoller war, daß die Kommissäre Lafayette's den Weg frei fanden, die die schwankenden Bürger von Varennes bestimmten, den König nach Paris zurückzuführen, ehe Bouillé vor Varennes ankam.

Erklärlich ist ja, daß unter den obwaltenden Umständen auch Offiziere das Hasenpanier ergreifen konnten. Choiseuil verfügte über nur 40 Reiter, deren Treue, wie unsere Erzählung zeigen wird, durchaus nicht felsenfest stand, und er erblickte gegen sich eine ganze in der Tiefe aufgewühlte Landschaft. Aber andererseits waren seine Husaren doch

*) Choiseuil S. 16. Bouillé S.S. 234, 247, 413, 428, 431. L. Bouillé S.S. 73 ff., 101, 122, 156. Damas S.S. 213, 223.

**) Vgl. S. 84.

eine reguläre Truppe, deren Anprall der ungefüge, lockere Klumpen eines improvisirten Volksaufgebotes schwerlich ertrug. Die Bauern führten Sensen und Heugabeln, und daß die Nationalgarden in den kleinen Städten zum Theil mangelhaft bewaffnet waren, werden wir sehen. In der That brachen, was wir ebenfalls konstatiren werden, einzelne kühne Reiter bei den Zusammenstößen, die vorkamen, durch die dichten Haufen der levée en masse glücklich hindurch. Außerdem stand der Herzog doch nicht allein, sondern fand kleine Abtheilungen auch auf den anderen Stationen. Schließlich blieb für ihn immer noch ehrenvoller, wenn er im Kampfe für die Freiheit des Königs von seinen Leuten verlassen wurde, als wenn er die Flucht in den Wald ergriff.

Der Herzog von Choiseuil, der hier eine so traurige Rolle spielt, ist der Neffe des berühmten Günstlings der Pompadour. Bouillé's Auge fiel auf ihn, weil er das Regiment Royal-Allemand befehligte, auf dessen Mitwirkung der General rechnete, und weil er ein vornehmer, reicher Herr war, der in Montmédy der königlichen Familie ein Haus machen konnte. Der Hof hatte den Herzog nicht vorgeschlagen, obwohl er dort wegen seiner Haltung in den Julitagen sehr gut angeschrieben stand, und der Günstling der Königin, General Besenval, ihn nicht nur als unbedingt treu, sondern auch als einen Mann von Herz in der Stunde der Gefahr bezeichnete. Trotzdem scheint man ihm nicht recht getraut zu haben, wenigstens schrieb Fersen an Bouillé: „Schicken Sie, wenn möglich, nicht den Herzog von Choiseuil hierher; gewiß ist niemand anhänglicher als er, aber er ist ein junger unbesonnener Mann, ich fürchte irgend welche Indiskretion; er hat (in Paris) zu viel Freunde, Verwandte und vielleicht eine Mätresse, die er (vor der Flucht) in Sicherheit bringen möchte."

Hauptmann Goguelat schloß sich der Flucht in den Wald an, sodaß wichtige Aufgaben, die ihm zufielen, unerfüllt blieben. Ihm lag ob, wenn der König ankam, bis Varennes zu reiten und die Posten zwischen Pont de Sommevelle und Varennes zur Bereitschaft aufzufordern. Die Offiziere dieser Trupps in S. Ménehould, Clermont und Varennes sollten in dem Glauben bleiben, daß sie zur

Beschützung einer Kriegskasse dort aufgestellt wären, bis Goguelat, dem königlichen Wagen unmittelbar vorauf reitend, sie aufklärte*). Allerdings hatte Bouillé seine Dispositionen insofern geändert, als er die Kommandöre in S. Ménehould und Clermont nachträglich doch noch einweihte. Dagegen blieb Leutnant Rohrig in Varennes, dem man nicht ganz traute, in dem Glauben an die Kriegskasse. Bezeichnend für den Zustand der Armee ist, daß Rohrig auf Bouillé's Befehl erst von Goguelat und im letzten Moment eingeweiht werden durfte, trotzdem zwei unzweifelhaft treue im Geheimnis befindliche Offiziere noch außer ihm in Varennes lagen. Hier wollte nämlich der König die Pferde nicht auf der Post wechseln, sondern man hatte Vorspann aus Metz unter der Bedeckung dieser beiden Offiziere geschickt.

Goguelat war um so mehr verpflichtet, sich an seine Instruktion zu halten, als er in Varennes am Tage vorher eigenmächtig eine Verfügung getroffen hatte, die seine Anwesenheit doppelt nothwendig machte. Er dirigirte damals die Offiziere mit den Pferden nach einem anderen Punkte der Stadt als nach Paris hin gemeldet war, sodaß der Kurier Valory den Vorspann nachher kaum finden konnte. Trotzdem Goguelat so nothwendig gebraucht wurde, verlor er, wie der Herzog von Choiseuil, den Kopf in der Mitte der wüthenden Bauern und floh in den Wald. Allerdings gab seine Vergangenheit niemandem das Recht, eine so schwere Last auf seine Schultern zu legen: Der Hauptmann überreichte vor Jahren, als Offizier im Corps der Ingénieurs géographes, der Königin Pläne von St. Cloud und Trianon, die ihr gefielen. Deswegen wurde er von Marie-Antoinette zu mehreren Arbeiten ähnlicher Art verwendet und kam durch ihren Einfluß in den großen Generalstab. Daß er herausfordernd und unbesonnen seinen Royalismus zur Schau trug, schadete ihm bei der Königin nicht. Der Hauptmann machte sich durch einen skandalösen Auftritt mit dem Herzog von Orléans berühmt, der im Juli 1790 aus seiner Verbannung zurückkehrte. Als er im Vorzimmer des Königs erschien, trat Goguelat auf ihn zu und insultirte

*) Vgl. S. 54.

ihn gröblich in Gegenwart der Versammelten. Man sagt, er habe ihn am Kragen gefaßt, herumgedreht und ihm zugerufen: „Ah!, Schurke, da bist du wieder! wie kannst du dich unterstehen, hier zu erscheinen?" Goguelat wurde zur Strafe auf einige Zeit nach der Provinz geschickt, aber er verscherzte die Gunst des Hofes durch seinen Eifer nicht. Die Königin haßte Orléans, und Goguelat blieb der „intelligente und zuverlässige Mann", wie ihn Mercy der Königin gegenüber in ihrem Sinn bezeichnet, „den es nur zu mäßigen galt", wie Fersen an Bouillé schreibt. Nach der Flucht maß die Königin anfänglich ihm eine Hauptschuld an dem Unglück bei, aber er war bald wieder in Gunst. Am 26. September 1791 schreibt Marie-Antoinette an Fersen, sie habe sich sehr gefreut Goguelat, der inzwischen im Gefängniß gewesen war, wiederzusehen: „er ist vollkommen vernünftig, sein Kopf hat sich während seiner Haft beruhigt".

Dieser Mann, der erst nach der Flucht vernünftig geworden ist, wurde an Bouillé empfohlen, und Bouillé unterwarf sich der Wahl. Die Folgen werden wir kennen lernen.

Neuntes Kapitel.

S. Ménehould und Clermont.

Vom 21. Juni Abends halb sechs bis halb zehn.

Für's erste, in Pont de Sommevelle, empfand der König die nachtheiligen Folgen des Rückzugs der Husaren noch nicht. Der Pferdewechsel fand hier ohne Aufenthalt statt, und die Fahrt nach S. Ménehould wurde fortgesetzt. S. Ménehould, im Departement der Marne, zählte damals noch nicht 4000 Einwohner. Hier trafen am 20. die Choiseulschen Husaren aus Varennes ein, die nach Pont de Sommevelle weiter gingen und die, wie schon erwähnt, keine freundliche Aufnahme fanden. Die Bevölkerung war durch die Truppenbewegungen, die in der Umgegend seit einigen Tagen stattfanden, mißtrauisch geworden; außerdem vernachlässigte Leutnant Boudet, der die Husaren dem Herzog von Choiseul entgegenführte, eine übliche Formalität, indem er die Truppe nicht bei der städtischen Behörde anmeldete, trotzdem sie in S. Ménehould übernachten sollte. Daß die Leute nicht bei den Bürgern einquartiert, sondern in einem Wirthshause untergebracht wurden, nährte den Verdacht. Ueberhaupt galten die Lauzun-Husaren schon von vornherein für „Aristokraten". Die Menge rottete sich drohend zusammen, und die Nationalgarde trat unter das Gewehr. Der Leutnant Boudet mußte den schriftlichen Befehl vorzeigen, daß er eine Kriegskasse zu begleiten habe, der der Menge vorgelesen wurde. Man ersah, was neuen Anlaß zur Aufregung gab, daß die Husaren die Kasse von Pont de Sommevelle

nach Ménehould bringen und sie dort einer Abtheilung von Dragonern übergeben sollten, die noch einrücken würde. Die Behörden beschwichtigten zwar die Menge, aber das Mißtrauen gegen die Husaren blieb. Das Unglück wollte, daß Goguelat, der mit den Husaren gekommen war, den Postmeister Drouet, eine bedeutende Persönlichkeit am Ort, vor den Kopf stieß. Goguelat beabsichtigte, seinen Wagen billig nach Varennes zurückzubefördern, wofür er Pferde im Gasthof miethete, was Drouet sehr ärgerte, da er gern selber Postpferde gestellt hätte.

Als die Husaren am 21. früh 8 Uhr nach Pont de Sommevelle abzogen, glaubten sie einen Augenblick, sie würden Gewalt anwenden müssen. Ein bis zwei Stunden nach ihrem Abmarsch langte der Kapitän v. Andoins mit 1 Offizier und 30 Mann von dem Dragoner-Regiment Royal-Allemand an. Zunächst schien sich alles gut anzulassen. v. Andoins, der von den Erfahrungen der Husaren gelernt hatte, meldete sich auf dem Rathhaus, wo man ihm mit großer Höflichkeit begegnete und zeigte den Befehl Bouillé's über die Kriegskasse vor. Die Mannschaft wurde wieder im Wirthshaus untergebracht, offenbar um sie zusammenzuhalten. Bedenklich erschien, daß die Leute so lange warten mußten, denn der König konnte bestenfalls erst gegen 5 Uhr eintreffen und bis dahin blieb der allgemeinen Aufregung Zeit, sich zu steigern und ihren Einfluß auf die Truppe geltend zu machen. Gegen Mittag wurde die Stadt unruhig, die Bürger sammelten sich in kleinen Gruppen auf dem Marktplatz und knüpften Gespräche mit den Dragonern an, die nicht im Wirthshaus zu halten waren. „Dieser Durchzug von Truppen," sagten sie zu ihnen, „ist nicht natürlich; nehmt Euch in Acht, Eure Offiziere verrathen Euch! Bedenkt, wir sind Alle Brüder; man hat nicht das Recht, über Euch zu verfügen, ohne daß Ihr wißt, wozu und warum." Natürlich wurden die Dragoner von dem Mißtrauen einigermaßen angesteckt und ein Theil verlief sich in den Kneipen. Die Bürger rückten vor das Rathhaus, erklärten der Behörde, hinter den Märschen stecke ein Komplot, Bouillé sei des Verraths an der Nation dringend verdächtig, man müsse Vorsichtsmaßregeln treffen. Sie verlangten sofor-

tige Auslieferung von 300 Gewehren und Anordnung einer Wache für den Abend.

Hauptmann von Andoins, der, wie gesagt, doch noch eingeweiht wurde, wartete inzwischen sehnsüchtig auf Goguelat, der dem König etwa eine Stunde voraufsprengen sollte. Nach 5 Uhr wurde der Hauptmann merklich unruhig und lief mit großen Schritten auf dem Platz auf und ab, bis er sich endlich nicht mehr halten konnte und mit seinem Leutnant die Landstraße auf Pont de Sommevelle entlang ging. Hier stieß er auf den Friseur Léonard, der sich des Choiseulschen Briefes entledigte.

Ehe v. Andoins wieder in der Stadt erschien, kam Léonard vor der Post an, mit ihm ein Diener Choiseul's. Die Dragoner, deren Oberst der Herzog war, kannten jenen sehr gut, und näherten sich, um ihn auszufragen. Der Diener, der seit Pont de Sommevelle offenbar mehr oder weniger in das Geheimniß eindrang, stellte sich schlafend und bedeutete nachher die Dragoner, ihn in Ruhe zu lassen. Das machte die Soldaten natürlich stutzig und bestätigte den Verdacht, daß etwas Geheimes hier vorgehe. Lagache, der Wachtmeister, der Alles beobachtete, fand die Lage um so bedenklicher, als der Hauptmann und der Leutnant schon über eine Stunde fort waren. Er ließ zum Satteln blasen, um die Mannschaft aus den Kneipen zu entfernen, zu beschäftigen und für den Augenblick, auf den man wartete, bereit zu haben. Als die Offiziere sich wieder einfanden, sagte v. Andoins, der inzwischen auf der Landstraße Choiseul's Brief gelesen hatte, zum Wachtmeister: „Der Wagen ist nicht mehr zu erwarten; wir laufen Gefahr, umgebracht zu werden, unsere einzige Rettung ist, uns ganz ruhig zu halten; Sie haben etwas Unkluges gethan, indem Sie zum Satteln blasen ließen." Zugleich sprach v. Andoins den ängstlichen Wunsch aus, sich seiner Brieftasche zu entledigen, die wahrscheinlich auf die Flucht bezügliche Papiere enthielt. Der Wachtmeister versprach, sie sicher aufzuheben und bemerkte, für alle Fälle das Klügste sei, jetzt die Pferde gesattelt und bepackt zu lassen. Aber der Hauptmann gab den Befehl zum Absatteln. „Denn," sagte er, „ich beweise dadurch der Bevölkerung mein Vertrauen und meine Un=

befangenheit, man wird mir um so eher glauben, daß ich von etwas anderem als einer Kriegskasse nichts weiß."

Kaum eine halbe Stunde nach der Absattelung kam der Kurier Valory angeritten, der den Weg nach der Post nicht fand, fehlritt und fragen mußte; zwölf Minuten nachher, um 7½ Uhr, näherten sich die Wagen, voraus das Kabriolet der Kammerfrauen, hinterdrein Moustier zu Pferde, Maldent auf dem Dienersitz. Der König fuhr an den Dragonern vorbei, die ohne Waffen, in Mützen und Stalljacken auf dem Marktplatz versammelt standen, um in die Straße rechts, nach der Post, einzubiegen. Lagache erzählt, daß die Dragoner unter dem Eindruck, der Wagen berge etwas Vornehmes, die Hand unwillkürlich an die Mütze führten, und daß die Königin, aus der Rolle fallend, den Gruß erwiderte.

In diesem Augenblick erschien der Mann auf der Bühne, der die königliche Familie auf die Schlachtbank lieferte: Postmeister Drouet. Die mißtrauische Neugier der Umherstehenden lenkte sich natürlich auf die ungewöhnliche Erscheinung des feinen Wagens. Sie sagten, daß die Kuriere die Livree des Hauses Condé trügen, und daß also wohl der Prinz von Condé im Wagen sei. Die Flüchtigen und die im Geheimniß Befindlichen trugen in ihrer Aufregung noch mehr dazu bei, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. v. Andoins wies Alle zurück, die sich dem Wagen nähern wollten, sprach mit den Insassen, wechselte verstohlen einzelne Worte mit den Kurieren, die er zur Eile antrieb. Der König zeigte sich wiederholt am Wagenfenster, er schaute sich beunruhigt nach den abgerüsteten Dragonern um, man sah ihn mit v. Andoins reden.

Unter denen, die alles am aufmerksamsten beobachteten, war der genannte Postmeister, ein fanatischer Revolutionär. Er glaubte, die Königin zu erkennen, die er bereits früher gesehen hatte. Darauf verglich er die Züge des Mannes im Wagen mit dem Bilde des Königs auf einer 50 Franken-Banknote. In seiner Brust stieg die Ueberzeugung auf, vor ihm halte die Königsfamilie auf der Flucht nach der Grenze. Doch der Wagen fuhr nach dem Pferdewechsel weiter, ehe Drouet zum Entschluß gekommen war, Lärm zu schlagen. Die Furcht

vor Irrthum, wohl auch vor den Dragonern, lähmte ihn zunächst, aber kaum war der Wagen fort, so sprach Drouet seine Vermuthung laut aus, und wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich in der ganzen Stadt.

Inzwischen befahl v. Andoins zu satteln, unter dem Vorwande, die Kriegskasse komme heute doch nicht mehr, und er entbehre der Weisung, hier zu übernachten. Der alberne Versuch, der Bevölkerung einzureden, die königliche Familie sei eine Kriegskasse, war also von ihm aufgegeben worden. Aber zugleich rückt die Nationalgarde zum Angriff heran, der Generalmarsch wird geschlagen, die Sturmglocke ertönt! Das bewaffnete Volk dringt in den Stall und hindert die Dragoner zu Pferde zu steigen! Freilich, wenn die Leute einen muthigen Führer besaßen, so war nichts verloren, denn die Nationalgarde — hatte kein Pulver, aber nur der Wachtmeister Lagache schlug sich durch. V. Andoins ließ, von der Gemeindeverwaltung aufgefordert die Waffen zu strecken, sich eine schriftliche Aufforderung ausstellen und wanderte gemüthlich mit seinem Leutnant in das Stadtgefängniß!

Mittlerweile sendete die Stadt einen ihrer Beamten, Farcy, der den König kannte, an Drouet, um ihn zu verhören. Drouet fragte ihn, ob der König nicht eine lange Adlernase habe, kurzsichtig und im Gesicht ausgefahren sei. Farcy bejahte, wie das Protokoll sich fein ausdrückt, daß „Sr. Maj. Geruchs- und Gesichtsorgane so beschaffen wären", glaubte jedoch, früher nicht bemerkt zu haben, daß das Gesicht ausgefahren sei. Das Resultat war, daß der Gemeinderath einstimmig beschloß, den Wagen durch Berittene verfolgen zu lassen. Drouet, gedienter Kavallerist, und sein Freund Guillaume, ebenfalls früher Dragoner, jetzt Beamter, wurden damit betraut.

Ehe Drouet und Guillaume davon sprengten, kam Postmeister Viet*) an, der Bote der Behörden in Châlons, der die amtliche Mittheilung von der Entweichung der königlichen Familie und die Beschreibung der Wagen und Personen brachte. Nun war kein Zweifel mehr möglich.

---

*) Vgl. S. 84.

Gegen 9 Uhr Abends erschien ein Bote aus dem Dorfe La Neuville au Pont mit einem Schreiben der Behörde, wonach die Husaren aus Pont de Sommevelle dort durchgekommen waren. Der Ort liegt etwa 1 lieue westlich von St. Ménehould, und man erkannte daraus, daß die Husaren von der Landstraße nach St. Ménehould abwichen und sich direkt auf Varennes bewegten. Das war für St. Ménehould erfreulich, aber Drouet und Guillaume konnten den Truppen des „Verräthers" Bouillé auf ihrem Wege trotzdem überall begegnen.

Als der Wachtmeister Lagache, der allein von den Dragonern sich durchschlug, auf der Höhe hinter der Stadt anlangte, sah er in weiter Entfernung einen Reiter in raschem Lauf dahinjagen. Lagache vermuthete, er setze dem König nach und versuchte ihn einzuholen, hatte ihm auch ein gutes Drittel des Vorsprungs schon abgewonnen, da nahm der Reiter, der sehr gut Drouet gewesen sein kann, einen Seitenweg links in den Wald hinein. Lagache verfolgte den Flüchtenden trotzdem eifrig weiter, verlor ihn jedoch im Wald aus dem Gesicht und mußte auf den Weg nach Clermont zurücklenken.

In Clermont, einem Städtchen von 1500 Einwohnern, war am 20. Juni der Oberst Graf Damas mit 100 Mann von den „Monsieur Dragons" eingerückt. Der Oberst wurde von Choiseul bereits Ende Mai oder Anfang Juni, dann von Bouillé selbst Mitte Juni eingeweiht. Damas ist der Offizier, auf den der General am meisten vertraute, und auch nach dem üblen Ausgang sagte er noch von ihm, er sei der einzige, der seine Pflicht gethan habe.

In dem kleinen Clermont wiederholte sich so ziemlich alles, was in St. Ménehould vorfiel. Die Truppen brachten Aufregung und Mißtrauen hervor und am 21. früh hörte Damas, daß in der Stadt das Gerede ging, die angebliche Kasse sei nichts als die Königin auf der Flucht zu ihrem Bruder dem Kaiser. Mittags gab der Graf, nach einer von Goguelat erhaltenen Weisung, die auf die allzuknappe Berechnung der Fahrzeit des Königs zurückzuführen ist, den Befehl an die Soldaten, um 5 Uhr zum Aufsitzen bereit zu sein.

Als um 6 Uhr noch nichts gekommen war, und Damas aufgeregt mit den Offizieren sich auf die Landstraße begab wurden die Dragoner allmählich unruhig, und auch die Bevölkerung wurde durch das lange Warten mit den gesattelten und bepackten Pferden immer mißtrauischer. Gegen 7½ Uhr tauchte Choiseul's Kabriolet mit des Herzogs Diener und Léonard auf, von dem Damas Choiseul's Brief erhielt. Trotzdem schwand die Hoffnung, daß der König komme ihm noch nicht, und der Oberst wartete bis 9 Uhr, ehe er die Dragoner in ihre Quartiere entließ und nur eine kleine Abtheilung zur Hand behielt.

Endlich, um 9½ Uhr Abends, sah Damas den Kurier Valory, kurz darauf die zwei Wagen ankommen und erfuhr von Valory, daß der König bisher incognito gereist sei und auch weiter so fahren wolle. Der Oberst tröstete sich nun darüber, daß nicht die ganze Truppe zum Aufsitzen bereit stand, und zwar um so eher, als auf der Hand lag, daß er den Zusammenstoß geradezu heraufbeschwöre, wenn er Miene machte, den Wagen zu begleiten. Der König verließ Clermont ohne Eskorte, und Damas schickte zur größeren Sicherheit nach einiger Zeit den Wachtmeister Remy mit 5 Dragonern hinter dem Wagen her. Als Remy zwei Stunden in gestrecktem Galopp geritten war, fiel ihm plötzlich ein, nach dem Wege zu fragen, und nun erfuhr der Wachtmeister, daß er sich anstatt auf dem Wege nach Varennes auf der Straße nach Verdun befand; also mußte Remy umkehren und verfehlte seinen Zweck.

In Clermont erschien gegen Mitternacht ein Husar mit dem Auftrag, sich bei Damas zu erkundigen, ob nichts Neues vorgefallen sei. Der Mann kam von den beiden Offizieren in Varennes, die die frischen Pferde für den König bewachten und sich im Geheimniß befanden. Der Husar ritt zwischen 10 und 11 Uhr Abends von Varennes ab und traf unterwegs zwei Wagen, darunter einen sechsspännigen mit einem Kurier. Alles schien also gut zu gehen.

Uebrigens wollte Damas dem königlichen Wagen keinen langen Vorsprung geben; sondern ihm sogleich folgen, wenn v. Andoins aus St. Ménehould in Clermont anlangte und sich mit ihm vereinigte. Während er gespannt auf den Hauptmann wartete,

sprengte Wachtmeister Lagache heran und meldete die Katastrophe von St. Ménehould. Damas entschloß sich jetzt, allein dem königlichen Wagen zu folgen und schickte Lagache nach Oséville, einem Dorfe wenige Kilometer von Clermont, wo 60 Dragoner lagerten, die ebenfalls unter dem Oberbefehl des Grafen standen. Der Wachtmeister überbrachte dieser Abtheilung die Order zum Abmarsch nach Varennes, gab sich aber vergebens die größte Mühe, die Dragoner zu alarmiren. Erst vermochte er kaum zum befehlshabenden Offizier durchdringen, dann wußte dieser weder, wo die einzelnen Leute einquartiert lagen, noch war ein Trompeter vorhanden, sodaß die Mannschaft nur unter großen Schwierigkeiten geweckt werden konnte. Nach einer Stunde standen erst zwanzig Dragoner auf dem Platz. Da hörte man von Clermont her deutlich die Sturmglocke lärmen! Die Bauern rotteten sich zusammen und riefen „Verrath"! Der Offizier fand nicht den Muth durchzubrechen und schwankte noch unschlüssig, als die Nachricht von Meuterei in Clermont den letzten Funken Unternehmungsgeist in ihm erstickte.

Hier steigerten Lagache und die Ordonnanz auf ihren schäumenden Pferden die Aufregung des Volks ganz gewaltig. Der Ausbruch der Leidenschaften erfolgte, ebenso wie in St. Ménehould, in demselben Moment, wo der Kommandör den Befehl gab, aufzusitzen. Die Stadtbehörde erschien bei Damas, bat ihn zu bleiben und befahl es ihm endlich. Sie läßt Generalmarsch schlagen, die Straßen erhellen sich, die Sturmglocke lärmt! Nachdem die Dragoner sich langsam gesammelt hatten, kommandirte Damas „Marsch"! Die Männer der Stadtbehörde riefen: „Eure Offiziere verrathen Euch! Ihr seid Patrioten! Hoch die Dragoner!" Die Dragoner antworteten: „Vive la nation!" und saßen ab. Nichts blieb dem Grafen übrig, als mit einem Offizier, zwei Wachtmeistern und einigen Getreuen von der Mannschaft durchzubrechen und nach Varennes davon zu sprengen.

Es war also Bouillé nicht gelungen, die kleine Schaar, die zur Deckung der Reise der königlichen Familie aufgeboten wurde, aus zuverlässigen Leuten zusammenzusetzen. Soviel wir bis jetzt gesehen

haben, sind die Offiziere meistens unfähig und feige, die Soldaten meutern, und was wir von dem weiterhin aufgestellten Militär noch hören werden, bestätigt diese Erfahrung durchaus. Das kann an Bouillé nicht gelegen haben, denn der Bändiger der Meuterei von Nancy war ein tüchtiger General, vielmehr wird die Erscheinung erst verständlich, wenn wir den Zustand der französischen Armee in diesen Jahren in's Auge fassen.

Zehntes Kapitel.

Zustand der Armee.

Das stehende Heer war schon vor der Revolution stark verkommen. Die Regierung hatte die Armee, wie den ganzen Staat, lange vernachlässigt, ihre hin und wieder auftretenden Reformversuche berührten nur Einzelnes, für den Geist geschah nichts, und so wucherten die Keime des Verfalls immer weiter. Das Offizierkorps betrieb seinen Dienst ohne Eifer oder behandelte ihn als reine Sinekure. Schon lange füllten sich seine Reihen fast nur mit Adligen, eine Verordnung von 1781 machte sogar von Rechtswegen die Aufnahme von dem Nachweis von 4 Ahnen abhängig.

Im Interesse des Standes war die Zahl der Stellen, namentlich der höheren, in geradezu lächerlicher Weise vermehrt worden. Ein Offizier kam auf 13 Gemeine, 1 General auf 130 Mann, also auf 10 Offiziere. Die höheren Stellen blieben dem Hofadel vorbehalten, dessen jüngere Sprößlinge rasch die unteren Stufen emporstiegen, auf denen der Landadel in der Regel lebenslänglich stand, ohne eine andere Aussicht, als bis zum Hauptmann aufzurücken. Die höheren Offiziere bekümmerten sich wenig um ihre Pflicht, lebten sogar regelmäßig fern vom Regiment, entweder am Hofe oder auf dem Lande. Die Subalternen vom Landadel entbehrten mit der Hoffnung auf die höheren Stellen auch die rechte Freudigkeit in ihrem Beruf und überließen infolgedessen die Mühe des Dienstes möglichst den Unteroffizieren. Jene kleinen Edelleute ertrugen ihre Zurücksetzung sehr ungeduldig, und das Band der Kameradschaft, welches das Offizierkorps umschlang wurde mit der Zeit recht morsch.

Eine tiefe Kluft gähnte zwischen den Offizieren und den durch Werbung ergänzten Gemeinen. Geringe Löhnung, harte Strafen, adliger Hochmuth wirkten zusammen, um die Mannschaft mit Neid und Haß gegen ihre Vorgesetzten zu erfüllen, die ihr als ungerecht bevorzugte Müßiggänger erschienen.

Die Mehrzahl der Rekruten, besonders der Rekruten für die Infanterie, ging aus dem Proletariat der Städte hervor. Die Städte lieferten den Regimentern 70 Prozent Rekruten, das Land, trotzdem 75 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande wohnten, nur 30 Prozent. Die Kavallerie bestand aus besserem Stoff, aus Leuten vom Lande, denen mehr Zucht innewohnte.

Ein Sechstel des Heeres bildeten Ausländer, die etwa 4000 Reiter und 20000 Fußgänger zählten und zu eigenen Regimentern vereinigt waren. Ihre Zucht war von Hause aus entschieden besser, und die nationale Isolirung bewahrte sie eher vor der revolutionären Ansteckung. Die 13000 Mann der Schweizerregimenter repräsentirten sogar den Kern des Heeres, aber auch die Ausländer verfielen mit der Zeit den Einflüssen der öffentlichen Meinung.

Am 14. Juli 1789, dem Tage des Bastillesturms, ging das ruhmvolle, hochgeehrte Regiment der „Gardes françaises" zum Volke über, und von den anderen gegen Paris geführten Regimentern desertirten die Soldaten haufenweise. Die Folge war, daß Ludwig XVI. seine neugewählten Minister entließ und vor der Nationalversammlung den Nacken beugte. Die zweite Folge war, daß sich die ganze Armee aufzulösen begann, denn die Meuterei blieb jetzt straflos, wie der 14. Juli zeigte, und die moralischen Bande, die die Armee zusammenhielten, waren längst verfault.

Zugleich mit der allgemeinen Revolution machte die Zerrüttung reißende Fortschritte: Die Bildung debattirender Klubs in jedem Regiment und die Verbindung dieser Klubs, in denen die Unteroffiziere immer an der Spitze standen, unter einander und mit den politischen Klubs zerstörten den letzten Rest von Disziplin. Der Kriegsminister La Tour du Pin gab der Nationalversammlung am 4. Juni 1790 folgendes Bild vom Zustand der Armee: „Die Mehrzahl der

Truppenkörper verletzt die Gesetze und ist ihrem Eide untreu; die Verordnungen werden mißachtet, die Bande der Disziplin sind gelockert oder zerrissen; die Regimentskassen oder die Fahnen werden weggenommen, die Offiziere fast überall verachtet oder mißhandelt; Soldaten haben mehrfach ihren Befehlshaber vor ihren Augen ermorden lassen, ohne ihm zu Hilfe zu kommen". Mirabeau sagt in einem Bericht an den Hof vom 20. Juni 1790, die Armee sei reif, sich in große Räuberbanden zu verwandeln, überdies sei durch das Gesetz über die Aufhebung des Adels die Fackel des Bürgerkriegs in's Land geschleudert und das Heer in mehrere Heere zerspalten. In der That gab dieser Beschluß vom 19. Juni 1790, indem er dem Adel einen beschimpfenden Schlag versetzte, dem Haß der Soldaten gegen die Offiziere einen neuen Antrieb. Schon vorher hatten die Gemeinen die verrätherische Absicht bei den adligen Offizieren vorausgesetzt, im Falle eines Krieges mit Oesterreich zum Feind überzugehen, jetzt begannen viele Regimenter ihre Vorgesetzten zu verjagen, die Unteroffiziere, die nach der Einführung des freien Avancements Offizierposten einnehmen durften, an der Spitze.

Die Pariser Förderationsfeier vom 14. Juli 1790 zur Verherrlichung des Bastillesturms, an der militärische Abordnungen aus dem ganzen Lande theilnahmen, vergiftete die Truppen erst recht durch die Berührung der abgeordneten Unteroffiziere und Soldaten mit den Demagogen der Hauptstadt. In den nächsten 4 Wochen brachen fast überall in Frankreich Meutereien aus. Die Mannschaften erhoben Streit mit den Offizieren über die Abzüge vom Sold, begehrten Vorlegung der Rechnungen, vertheilten die Regimentskassen, setzten Offiziere gefangen und erpreßten von ihnen bedeutende Summen.

Das schreckliche Bild des zuchtlosen Heeres flößte den Abgeordneten eine momentane Energie ein, und sie faßten am 6. August 1790 Beschlüsse, die den Orgien Einhalt thun sollten. Die Versammlung bestätigte die bestehenden Militärgesetze, schärfte die Pflicht des unbedingten Gehorsams ein und verbot alle Verbindungen und Berathungen in den Regimentern. Andererseits jedoch verfügte sie, um es

mit der Revolution nicht zu verderben, daß die Meuterer nicht zur Rechenschaft gezogen werden sollten und eröffnete jedem Untergebenen den Weg der direkten Beschwerde an das Ministerium und an die Nationalversammlung. Mirabeau schlug am 20. August die Auflösung der ganzen Armee und Bildung einer neuen vor, aber der kühne Plan fiel, weil er den Anhängern des Alten wie des Neuen Besorgniß für ihre Interessen erregte und durch seine Kühnheit alle Furchtsamen erschreckte.

Wenige Tage darauf, am 31. August 1790, erfolgte ein furchtbarer Ausbruch der militärischen Anarchie und zwar gerade im Bezirk des Generals Bouillé. Die Besatzung von Metz, darunter das deutsche Regiment Salm-Salm, meuterte, ließ sich indeß durch Geld zur Ordnung zurückbringen. In Nancy empörten sich drei Regimenter, darunter das Schweizer Infanterieregiment Château-vieux, auch ein Theil der Nationalgarde und des Pöbels schloß sich an, aber General Bouillé warf mit einer rasch zusammengerafften Truppenmacht den Aufruhr in heftigem Straßenkampfe zu Boden.

Die Versammlung beschloß ein Dankvotum für Bouillé, während der Pariser Pöbel die Köpfe „des Schlächters von Nancy" und der mitschuldigen Minister verlangte.

In der That ließ sich die Versammlung von dem Geschrei der Anarchisten bewegen, nachdem sie Bouillé's Benehmen belobt, nochmals eine Untersuchung anzuordnen, die allerdings zu seinen Gunsten ausfiel. Bald schwoll der Radikalismus so gewaltig, daß die Versammlung beschloß, die Untersuchung gegen die Urheber des Aufstandes von Nancy niederzuschlagen und die Gefangenen freizulassen. Trotzdem bewirkte die Energie Bouillé's eine gewisse äußere Ruhe des Heeres, eine Aenderung im Geiste der Soldaten freilich nicht.

Das Offizierkorps veränderte inzwischen seinen Charakter vollständig. Die unwürdige Stellung der Vorgesetzten gegenüber den unbotmäßigen Gemeinen, die persönlichen Verfolgungen veranlaßten viele Offiziere ihren Abschied zu nehmen oder auszuwandern, während manche von den Zurückbleibenden sich der Revolution anschlossen. Die leer gewordenen höheren Posten wurden mit ihnen oder mit

Offizieren besetzt, die bis dahin unbeachtet geblieben waren. In die unteren Stellen rückten nach dem neuen Gesetz vom 20. September 1790 theils junge Leute auf Grund eines Examens ein, theils die Sergeanten, zur Hälfte nach dem Dienstalter, zur Hälfte nach der Wahl des Offizierkorps. Alle diese Elemente sahen sich nicht minder gefährdet, wenn der König an die Grenze zu den Oesterreichern entkam, als die Bauern und die Bürger der kleinen Städte, die er passirte.

Das war die Armee, die die Flucht des Königs decken und ihn siegreich nach Paris zurückführen sollte. Wir erzählten, daß die Kavallerie am wenigsten von Aufruhrideen ergriffen war, und daß die Ausländer sich für den Giftstoff nicht so empfänglich zeigten wie die Eingeborenen. Deswegen hatte Bouillé nur deutsche Reiter auserwählt, den König zu geleiten: Lauzun-Husaren, Monsieur-Dragoner und das Dragonerregiment Royal Allemand. Wir erfuhren schon, wie vergeblich diese Vorsicht war, denn die Dragoner in Clermont fielen vom Grafen Damas ab, und wenn ein verrätherischer Offizier bis jetzt allerdings noch nicht vorkam, fanden wir doch Beispiele genug, um zu erkennen, wie die Entwürdigung ihres Standes auch die treu gebliebenen Offiziere demoralisirte.

So ist der Geist der Reiter beschaffen, in deren Bereich der Wagen, der die erhabenen Flüchtlinge barg jetzt auf Varennes zurollt.

Elftes Kapitel.

Varennes.

Vom 21. Juni halb zehn Uhr Abends bis zum 22. halb acht Uhr Morgens.

Varennes, ein Städtchen von 1500 Einwohnern, liegt 40 Kilometer vor Stenay, wo Bouillé mit dem ganzen Regimente Royal-Allemand auf den König wartete. Es wird durch das Flüßchen Aire in zwei Hälften getheilt, in die obere und die untere Stadt. Wer von Clermont kommt, gelangt zunächst in die obere Stadt. Will der Reisende den Weg nach Stenay fortsetzen, muß er eine Straße der oberen Stadt durchfahren und dann über die Brücke in die untere Stadt einziehen. Nachdem er hier noch eine Straße passirt hat, gelangt er, an dem Gasthof „au Grand Monarque“ vorbei, auf den Fahrweg nach Dun, der weiter nach Stenay und Montmédy führt.

In der oberen Stadt lagen 60 Mann Husaren in einem ehemaligen Franziskanerkloster unter dem Befehl des sehr jungen, unerfahrenen Unterleutnants Rohrig. Er war nicht im Geheimnis*), sondern hatte die Weisung, eine von Clermont her kommende Kriegskasse weiter zu geleiten und hiefür zur gehörigen Zeit seine Truppen vor dem Eingang der Stadt bereit zu halten. Erst wenn Goguelat aus Pont de Sommevelle in Varennes ankam, sollte der Offizier erfahren, daß die Kasse der König sei.

---

*) Vgl. S. 93.

Ludwig fand in Varennes untergelegte Pferde, die theils General Bouillé, theils der Herzog von Choiseuil stellte, sodaß die Post hier nicht in Anspruch genommen wurde. Da nach der ersten Bestimmung der König am 19. Abends von Paris abreiste, am 20. Abends in Varennes eintraf, waren Choiseuil's Pferde für den 20. dahin beordert. Als der König seine Abreise auf den 20. Abends verschob, vergaß man, den Abgang der Pferde um 24 Stunden zu verzögern, sie kamen also zu früh und zwar, wie es scheint, bereits am 19. an. Andere Pferde Choiseuil's mit Kutschern und Gepäckwägen trafen am 21. früh ein, gingen nach Montmédy weiter und waren ebenfalls für den König bestimmt, den Choiseuil dort zu bewirthen übernommen hatte. Auch kam durch Varennes am 21. Nachmittags ein Transport von Militäreffekten für das verschanzte Lager in Montmédy.

Die Pferde für die Flüchtigen mußten nach der Verabredung am Eingang der oberen Stadt, die der königliche Wagen zunächst berührte, untergebracht werden, damit das Umspannen gleich dort vor sich gehe, und Goguelat, der am 19. und am Morgen des 20. in Varennes verweilte, hatte den Auftrag, die Thiere in der oberen Stadt einzustellen. Statt dessen zog der Hauptmann vor, sie in der unteren Stadt, im „Grand Monarque", unterzubringen, wo die für ihn und Choiseuil bestimmten Pferde auf seine Anordnung ebenfalls warteten. Desgleichen fuhren am 21. die Leute Choiseuil's mit den Transporten hier vor.

Diese Anordnungen fanden am 21. die beiden jungen Offiziere vor, die Bouillé nach Varennes schickte, um die besondere Obhut über das Gespann des Königs zu übernehmen. Die Aufgabe fiel auf den zweiten Sohn des Generals, Rittmeister von Bouillé, der noch sehr jung gewesen sein muß, da Ludwig*), der älteste Bruder, erst 22 Jahre zählte, und auf den 25jährigen Rittmeister Grafen von Raigecourt. Man sagte ihnen, eine Stunde vor dem König treffe Goguelat ein, dann möchten sie die Pferde zum Umspannen

*) Vgl. S. 18.

bereit stellen, und Raigecourt sollte als Kurier an Bouillé nach Stenay abgehen. Beide waren besonders angewiesen, das Geheimniß auch gegen Leutnant Rohrig und Choiseul's Diener zu bewahren.

Obwohl Bouillé und Raigecourt die Pferde gegen die Abrede im Grand Monarque untergebracht fanden, unterließen sie, um kein Aufsehen zu erregen, die Verabredung wiederherzustellen. Wenn Goguelat, dem Programm gemäß, eine Stunde vor dem König anlangte, blieb vollkommen Zeit, das Gespann nach dem andern Ende des Städtchens zu bringen.

Varennes war natürlich durch das Kommen und Gehen von Offizieren und Soldaten, von Pferden und Wagen aus seiner kleinstädtischen Ruhe aufgestört worden. Raigecourt erzählt*), daß bald nach seiner und seines Kameraden Ankunft ein Schutzmann erschien und Rittmeister Bouillé fragte, ob sein Vater diese Nacht nach Varennes komme; daß ein anderer Schutzmann und ein Mann zu Pferde mehrmals vor dem Gasthof vorüber kamen und hinaufsahen. Auch Rittmeister Bouillé spricht von Unruhe, Gährung, Verdacht in der Stadt. Indessen sehen Personen, die ein Geheimniß hüten, überall argwöhnische Augen; in Wahrheit scheint mehr Neugier als politisches Mißtrauen geherrscht zu haben. In diesem Sinne schrieb Goguelat an Bouillé: „Ich sprach den Bürgermeister (er meint den Stadtsyndikus) und den Kommandör der Nationalgarde, die 100 Meilen davon entfernt sind, etwas von der Reise zu ahnen. Sie wünschen, daß Sie hierher kommen; ich habe ihnen gesagt, ich würde Ihnen den Wunsch mittheilen und ich hoffte, daß Sie kämen . . . . . Seien Sie über die ganze Sache ruhig, ich glaube, alles wird gut gehen."

Wir lernen die Stimmung der ehrsamen Pfahlbürger sehr genau aus einem Briefe des Stadtsyndikus an den Bürgermeister kennen, der in der Nationalversammlung saß: Hauptmann Goguelat erzählte, schreibt der kommunale Würdenträger, er habe soeben die Rheinlinie

---

*) „Exposé de la conduite de M. le Cte Charles de Raigecourt à l'affaire de Varennes." Paris 1821.

bereist und den Feind noch nicht bereit gefunden*), erfolge trotzdem ein plötzlicher Angriff, so werde man ihm die Spitze bieten können und sei zu dem Zweck im Begriff, ein Lager bei Montmédy zu bilden. General Bouillé, habe Goguelat hinzugefügt, werde morgen in Varennes eintreffen. Im Hinblick auf diese berauschende Hoffnung ruft der gute Sauce, so heißt der Stadtsyndikus, selig aus: „Nun sehen Sie, ob wir nicht jetzt eine große Stadt sind; Generale, Adjutanten, Obersten, — das sind die Leute, die uns besuchen, und Sie glauben noch nicht, daß wir eine wahre Hauptstadt sind?" Zugleich ergeben jene beiden Briefe, daß die Einquartierung der Husaren von Seiten der Stadtbehörde mit aller Zuvorkommenheit zur Zufriedenheit der Offiziere und Soldaten vollzogen worden war.

Raigecourt sagt, daß Bouillé und er den König spätestens um 11 Uhr erwarteten. Gegen 7 Uhr gingen die Beiden wie Spaziergänger den Fahrweg nach Clermont entlang, den Erwarteten entgegen. Als die Dunkelheit hereinbrach, kehrten sie nach dem Wirthshaus zurück, um Goguelat, der vielleicht einen Seitenweg ritt, nicht zu verfehlen.

Gegen 9½ Uhr fuhren Choiseuil's Diener und Léonard vor dem „Grand Monarque" vor. Der Friseur rief laut Bouillé an: „Sind Sie nicht der Ritter von Bouillé?" und verlangte von ihm Pferde zum Weiterfahren. Bouillé hieß den Menschen zur Vermeidung von Aufsehen aussteigen und nun erklärte Léonard, indem er sich vorstellte, er wisse alles, er trage die Uniform des Königs und die Diamanten der Königin bei sich, der König sei von Paris abgereist, aber noch nicht in Pont de Sommevelle eingetroffen, es gelte für zweifelhaft, ob er überhaupt noch komme. Bouillé that sein Möglichstes, dem Friseur Miethspferde zu verschaffen, um den gefährlichen Schwätzer los zu werden.

Gegen 10 Uhr, erzählt Raigecourt, verlangten die Offiziere, um sich als ganz unverdächtige Gäste zu benehmen, Abendessen und ließen sich die Betten zurechtmachen, als ob sie sich niederlegen wollten. Das

---

*) Ueber die Kriegsgerüchte vgl. S. 22.

habe wohl Choiseuil veranlaßt, später zu behaupten, sie hätten auf ihren Posten geschlafen.

Eilf Uhr nahte heran, und Goguelat war noch nicht da. Jetzt überlegten die Beiden, was zu thun wäre, falls Goguelat nicht komme und der König doch. Raigecourt schlug vor, Leutnant Rohrig in's Geheimniß zu ziehen. Bouillé protestirte, weil das gegen den ausdrücklichen Befehl seines Vaters sei. Man einigte sich, dem Leutnant nichts zu sagen, aber ihn nunmehr aufzufordern, seine Truppe in Bereitschaft zu setzen. Rohrig begab sich, dieser Order gemäß, in das Kloster, wo die Mannschaft lag, um die Leute fertig zu machen.

Die jungen Offiziere blieben auf halbem Wege stehen. Wenn sie die Überzeugung aufgaben, daß Goguelat auf alle Fälle vor dem König kommen werde, durften sie sich auch nicht darauf verlassen, daß der Hauptmann den König von den Veränderungen unterrichtete, die er in Varennes angeordnet hatte. Deswegen mußten Bouillé und Raigecourt die Pferde nach der oberen Stadt bringen, wo Valory den Vorspann der Verabredung gemäß suchte, oder sie mußten dort Jemand aufstellen, der den Kurier nach dem „Grand Monarque" dirigirte*). Da beides versäumt wurde, fand Ludwig, als er in Varennes ankam und am Eingang der oberen Stadt anhielt, seine Pferde nicht vor. König und Königin waren tief erschreckt, sie stiegen aus und weckten klopfend die schlafenden Bewohner der umliegenden Häuser, die ihnen keine Auskunft geben konnten. Valory durchsprengte die Stadt, nach den Pferden spähend; Moustier ging fort, um nach den Husaren zu sehen. Er konnte unmöglich die Soldaten finden, denn Bouillé und Raigecourt hatten Rohrig nur befohlen, die Leute zu rüsten, aber nicht, sie aus der Kaserne heraus und nach dem Umspann-Orte zu führen, wie verabredet war. Ludwig und Marie Antoinette versuchten inzwischen die Postillione durch Versprechungen zu bewegen, bis zur nächsten Station zu fahren, erhielten

*) Daß die beiden Offiziere wußten, wo der Pferdewechsel dem Plane gemäß stattfinden sollte, ist nach den bestimmten Angaben von General Bouillé, L. Bouillé und Damas nicht zu bezweifeln.

jedoch die Antwort, erst müßten die ermüdeten Thiere gefüttert werden und etwas rasten.

Während des langen Parlamentirens sprengten verhängten Zügels Drouet und Guillaume heran, denen ein Zufall den richtigen Weg gewiesen hatte: Die Straße gabelt sich hinter Clermont und führt einerseits nach Verdun, andererseits nach Varennes. Der Kurier Moustier hob den Verfolgern diese Schwierigkeit, indem er*) auf der Post in Clermont den Postillionen so laut „nach Varennes" zurief, daß die abgelohnten, zurückkehrenden Postillione es hörten und Drouet verriethen. Trotzdem Drouet und Guillaume in Varennes die Wagen an den Häusern stehen sahen, eilten sie im Fluge vorbei: es galt, alle Anstalten in der Stadt zu treffen, um den Fang zu sichern.

Kaum waren die Beiden vorüber, als Valory zurückkam, der endlich erfuhr, daß die Pferde im „Grand Monarque“ warteten, auch Moustier fand sich bald wieder ein. Ludwig befahl nun, nach dem „Grand Monarque“ zu fahren, nachdem der nutzlose Aufenthalt 35 Minuten**) gedauert hatte. Die Straße, die der König einschlug, um in die untere Stadt zu gelangen, führte an einer jetzt niedergerissenen Kirche vorbei. Zwischen der Kirche und ihrem Thurm lag eine thorartige Durchfahrt, durch die die Wagen fahren mußten. War die Durchfahrt passirt, so hatte man, um in die untere Stadt zu gelangen, noch die Brücke über den Aire zu überschreiten.

Drouet und Guillaume jagten nach dem Gasthof „Zum goldnen Arm" hinunter, der noch offen stand. Drouet zog den Wirth Le Blanc bei Seite. „Bist Du," fragte er, „ein guter Patriot?" — „Gewiß!" erwiderte der Gastwirth. — „Gut, Freund, dann laufe rasch und rufe alle braven Leute auf, die Du kennst; sag' ihnen, daß der König oben in der Stadt ist, daß er gleich herunterkommen wird, und daß wir ihn verhaften wollen." Der Wirth stürzte zum Stadtsyndikus Sauce, den wir kennen, und der den Stellvertreter des

---

*) „Relation du voyage de Varennes.“ London 1806.

**) Vgl. Choiseuil S. 111.

Bürgermeisters weckte, darauf zum Befehlshaber der Nationalgarde und dann raffte er noch einige Nationalgardisten zusammen. Die Mitglieder des Gemeinderaths wurden ebenfalls schnell alarmirt. Sauce ließ seine Kinder aufstehen und „Feuer!" schreiend durch die Straßen rennen.

Inzwischen eilte der überlegte Drouet mit seinem Kameraden nach der Brücke, die vor allen Dingen verrammelt werden mußte. Ein großer Möbelwagen hielt in der Nähe, sie warfen ihn um, so daß er die Brücke quer versperrte und eilten nach dem Gasthof zurück.

Die Wagen, voraus das Kabriolet der Kammerfrauen, näherten sich der gewölbten Durchfahrt. Hier lauerten der Stadtsyndikus, der Kommandör der Nationalgarde, Drouet und Guillaume mit 8 oder 9 Bewaffneten. Zuerst wurde das Kabriolet angehalten, dessen Insassen Herrn Sauce, der die Pässe verlangte, an den großen Wagen verwiesen. Auch er wurde zum Stehen gebracht, indem man die Postillione, die Kuriere und die Passagiere mit den Gewehren bedrohte. Von ernstlichem Widerstand konnte keine Rede sein, denn Leutnant Rohrig steckte in seinem Kloster, während die Kuriere nur Stichwaffen führten, da die Pistolen, die der König ihnen zu liefern versprach*), vergessen waren. Übrigens ließ sich im Augenblick kaum übersehen, ob die Hindernisse nicht in Frieden fielen, weswegen die Königin die Kuriere zur Ruhe verwies. Der Stadtsyndikus trat an den Wagenschlag, hielt seine Laterne zum Fenster herein und richtete sie besonders nach dem Rücksitz auf den König. Er fragte die Reisenden, wie sie hießen, und wohin sie gingen. „Frau von Korff und ihre Familie — nach Frankfurt!" war die Antwort. Dann, sagte Sauce, sei man hinter Clermont vom Weg abgewichen, der über Verdun gehe, übrigens bitte er um die Pässe.

Die Königin gab den Paß den Kammerfrauen, die damit nach dem nahen Haus von Sauce geleitet wurden, wo man den Paß las und berieth. Die Meisten scheinen ihn in Ordnung gefunden zu haben oder scheuten sich, weiter zu gehen, aber Drouet und sein

*) Vgl. S. 47.

Freund wandten ein, der Paß sei nur vom König, nicht vom Präsidenten der Nationalversammlung unterzeichnet. Die Beiden machten auch geltend, wenn die Reisenden wirklich Ausländer wären, würden sie nicht so viel Einfluß gehabt haben, um die militärischen Aufgebote, die mit ihrer Fahrt offenbar in Beziehung ständen, zu veranlassen. Man beschloß endlich, daß die Abfahrt bis zum nächsten Tag verschoben werden solle. Der Stadtsyndikus trug die Entscheidung den Reisenden mit verschiedenen Scheingründen vor: es sei zu spät, um den Paß zu visiren, die Pferde müßten erst rasten und fressen, die Reise in der dunklen Nacht sei wegen einiger Beschädigungen der Straße und wegen der herrschenden Aufregung bedenklich. Als er die Reisenden einlud, in seinem Haus das Weitere abzuwarten, gaben alle ohne große Schwierigkeit nach und gingen zu Fuß nach dem Hause von Sauce.

Der Stadtsyndikus und Materialist Sauce brachte die Herrschaften eine enge Wendeltreppe hinauf in den ersten Stock, durchschritt mit ihnen eine nach der Straße gehende Stube und führte sie in ein Zimmer, mit Aussicht nach dem Garten. Dies Hinterzimmer füllte sich bald mit Nationalgarden und anderen Leuten, ohne daß man vermochte, die Zudringlichen, die dem König mit Reden und Fragen lästig fielen, herauszubringen. Bewaffnete standen auch in der Stube nach der Straße, draußen ertönte Generalmarsch und Sturmglocke, das Volk drängte sich in den Gassen, die Fenster wurden erleuchtet! Ueberall wachte Nationalgarde, an wichtigen Stellen drohten einige, allerdings wohl unbrauchbare und jedenfalls — nicht geladene Kanonen†), Boten alarmirten die Umgegend, und bald erklang rings um Varennes die aufregende Musik der Sturmglocken durch die stille Sommernacht!

Die jungen Rittmeister im „Grand Monarque“ hatten ihre Lichter ausgelöscht, um glauben zu machen, daß beide zu Bett seien und saßen bei offnem Fenster schweigend und lauschend da. Eine Stunde verging seltsamerweise seit der Anhaltung des Königs, bis das Geschrei auf der Straße ihnen verkündete, daß der König in die Hände seiner Feinde fiel. Ihr erster Gedanke war, die Postpferde zu retten, aber

†) Drouet bei Bertrand de Moleville „Histoire de la révolution de France“ V, S. 302. Damas S. 230 u. S. 231. L. Bouillé S. 119.

als sie mit ihnen an der Hand zum Hause hinausritten, fanden sie das Gebäude bereits umringt. Die Offiziere brachen zwar durch, nachdem einige unschädliche Schüsse gefallen waren, mußten jedoch 2 Pferde und den Stallknecht James Brissack in den Händen des Volks zurücklassen. Dann warteten sie noch einige Zeit auf der Landstraße, ob der König nicht doch noch komme, bis ein Schutzmann ihnen die Verhaftung bestätigte. Nun schien nichts übrig zu bleiben, als nach Dun und Stenay zu reiten und Bouillé aufzurufen; dorthin sprengten der junge Bouillé und Raigecourt gegen eins davon.

Eine halbe Stunde nach der Verhaftung Ludwigs kamen Choiseuil, Goguelat und Boudet mit ihren 40 Husaren aus Pont de Sommevelle am oberen Ende der Stadt an. Choiseuil erzählt, daß die Truppe durch Nationalgarde aufgehalten wurde, die mit zwei Kanonen drohte und Bäume fällte, um den Weg zu sperren, worauf der Herzog verlangte, von einem Posten der Husaren in Varennes rekognoszirt zu werden. Im Augenblick, wo dieser erschien, hörte der Oberst zu seiner Rechten rufen: „Wer da?" — „Frankreich!" — „Welches Regiment?" — „Monsieur Dragons". Es war Graf Damas aus Clermont mit seinen wenigen Getreuen. Der Herzog drückte Goguelat die Hand und rief: „Alles geht gut, das sind die Dragoner!" dann kommandirte der Herzog Trab und erzwang den Eintritt in die Stadt. Da von den 60 Husaren Rohrig's nichts zu sehen war, zog Choiseuil mit seinen 40 Mann zunächst nach der Kaserne. Auf dem Weg dahin sah der Oberst in einer Straße den königlichen Wagen stehen und vor dem Haus von Sauce eine zahlreiche Wache. In der Kaserne erfuhr Choiseuil von der Stallwache, die 60 Husaren zechten in den Schenken zerstreut, Leutnant Rohrig sei nicht da, die Pferde wären nicht gesattelt. Vor anderthalb Stunden, um 11 Uhr, erhielt Rohrig, wie wir sahen, von Raigecourt und dem jungen Bouillé den Befehl, die Husaren fertig zu machen. Wie er die Order ausführte, ist uns nicht überliefert, aber alle Vorgesetzten loben sein Verhalten in dieser unheimlichen Nacht*). Er wird sich bemüht haben, die Mannschaft aus den Kneipen herauszubringen, jedoch

*) Bouillé 250. L. Bouillé 173—176. Damas 236. Choiseuil 154.

ohne Erfolg. Wir erzählten, daß man ihn über die wahre Natur der Kriegskasse nicht unterrichtete, aber als die Verhaftung des Königs den Leutnant darüber aufklärte, warum er eigentlich in Varennes liege, that Rohrig auch so seine Pflicht, indem er zum zweiten Male versuchte, seine Leute zu sammeln, allerdings mit ebensowenig Glück, wie vorher. Am beredtesten spricht für den jungen Offizier die eigene Kompanie*), die die Nationalversammlung bat, ihn abzusetzen, weil er in der Nacht des 21. Juni sich unpatriotisch benahm. Rohrig muß auf seinem zweiten Rundgange von Schenke zu Schenke gewesen sein, als Choiseuil den Leutnant in der Kaserne nicht antraf, später stieß Rohrig irgendwo auf Goguelat und erhielt den Befehl, nach Stenay zu reiten, während auf des Herzogs Befehl Leutnant Aubriot ebendorthin eilte.

Als Choiseuil erkannte, daß auf die Soldaten Rohrig's nicht zu rechnen war, enthüllte er den eigenen Husaren die Gefangenschaft des Königs und der Königin und forderte sie auf, Ludwig und seine Gemahlin zu befreien. Die herzogliche Rede rief Erstaunen und Geflüster hervor, Mitleid und Begeisterung entzündete sie nicht. Nachdem der Oberst diesen unvermeidlichen Schritt gethan hatte, zog er mit Goguelat und seinen 40 Mann vor das Haus, in dem der König saß. Goguelat gelangte ohne Widerstand zum König hinauf, der ihm mit den Worten entgegentrat: „Nun, Goguelat, wohin gehen wir weiter?" „Wohin es Eurer Majestät beliebt," erwiderte Goguelat. Ehe der König sich äußern konnte, erschien eine Deputation der Stadtbehörde und der Offiziere der Nationalgarde, die abgeschickt worden war, nachdem Richter Detez vom dortigen Gericht, der die königliche Familie von Angesicht kannte, ihre Identität festgestellt hatte. Die Bürger zweifelten nun nicht mehr, daß sie mit ihrem Gefangenen als König verhandeln müßten, und demgemäß beschwor die Abordnung ihn als solchen, das Reich nicht zu verlassen. Ludwig ließ die Maske fallen. „Ja," sagte er, „ich bin Euer König. In der Hauptstadt befand ich mich zwischen Dolchen und Bajonetten. Ich suche Freiheit

*) L. Bouillé 174; Bimbenet „Fuite de Louis XVI. à Varennes d'après les documents judiciaires et administratifs de la Haute Cour Nationale établie à Orléans". Deuxième édition Orléon 1878. Nr. 210.

und Frieden, was Ihr alle genießt, in der Provinz und in der Mitte meiner treuen Unterthanen. Ich kann, wenn ich mit meiner Familie dem Tod entgehen will, nicht in Paris bleiben."

Das Mißtrauen der Bürger widerstand diesen aufrichtigen Betheurungen und sie drangen in den König, nach Paris zurückzukehren. Ludwig blieb dabei, er müsse nach Montmédy, sei aber bereit, dorthin von der Nationalgarde sich begleiten zu lassen und verspreche, unter keinen Umständen in's Ausland zu gehen. Das stimmte niemand um, aber dem König kam zu statten, daß die zwei Parteien der Energischen und der Furchtsamen in dem Gemeinderathe sich bildeten. Die einen wollten den König unter allen Umständen nach Paris zurückschaffen, die anderen wünschten dasselbe, fürchteten jedoch die Rache Bouillé's. Vorläufig kamen beide Richtungen zusammen, indem sie die Entscheidung hinzuhalten beschlossen, bis Sturmglocken und Boten das Landvolk in die Stadt führten, weswegen sie Ludwig vorspiegelten, daß die Nationalgarde ihn nach Montmédy geleiten sollte, aber — erst bei Tagesanbruch. Goguelat, der die ganzen Unterhandlungen mit anhörte, war minder leichtgläubig, als der König und suchte die Königin zu überreden, daß sie ihren Gemahl sofort zum Aufbruch bestimmte. Die Königin antwortete, sie könne das nicht auf sich nehmen, der König habe zu befehlen. Darauf verließ Goguelat das Haus und begab sich herunter zu Choiseuil, der eben von Damas zu seinem Entsetzen hörte, daß sein Regiment von ihm abgefallen sei und er fast allein gekommen wäre. Goguelat berichtete den Offizieren, der König wolle für seine Reise den Anbruch des Tages abwarten.

Jetzt stiegen auch Choiseuil und Damas die Wendeltreppe hinauf und Goguelat kehrte ebenfalls wieder mit um. Die Herren fanden in dem Zimmer nach der Straße bewaffnete Bauern, von denen zwei mit Heugabeln in der Hand, an der Thür des Königs Wache hielten. Trotz ihres Widerstrebens traten Choiseuil und Damas zum König ein. In der Mitte des unscheinbaren Zimmers stand ein Tisch, darauf Brod und einige Gläser. Im Hintergrunde saßen die drei Leibwächter schlafend, den Hut auf dem Kopf. Prinzessin Elisabeth

und die kleine Tochter Ludwigs XVI. standen am Fenster, der Kronprinz lag auf einem Bett und schlief. Bei ihm saß Frau von Tourzel, die „gouvernante de France“, das Gesicht in den Händen, daneben die Kammerfrauen. Der König und die Königin unterhielten sich stehend mit Sauce und anderen Würdenträgern.

Der Eintritt der beiden Offiziere unterbrach die Unterhaltung, und Ludwig, seine Gemahlin, Choiseuil und Damas zogen sich in eine Ecke zurück. Hier berichteten Choiseuil und Damas, was sie wußten und erbaten die Befehle des Königs. „Was ist zu thun?“ fragte Ludwig. Choiseuil rieth ihm, umringt von den 40 Husaren durchzubrechen. „Sieben von den Husaren,“ erklärte Choiseuil, „mögen absitzen, der König kann dann eins von ihren Pferden reiten und den Kronprinzen vor sich nehmen, die Königin, so wie jede der fünf andern Damen kann eins von den sechs übrigen besteigen.“ Beide Offiziere versicherten, die Husaren würden durch 3 bis 400 schlecht bewaffnete Leute hindurch freie Bahn erzwingen, es sei jedoch keine Zeit zu verlieren, denn in einer Stunde werde die Sturmglocke viele Menschen von den umliegenden Dörfern herbeigerufen haben, wogegen vielleicht die Husaren abgefallen sein würden.

Der Monarch entgegnete den Offizieren: „Können Sie mir dafür stehen, daß nicht in dem Wirrwarr ein Schuß einen von meiner Familie trifft*)?“ „Dann,“ rief Choiseuil, „bliebe mir nur übrig, mich vor Ihren Augen zu tödten“. „Wir wollen,“ erwiderte der König, „kaltblütig überlegen. Die Behörde weigert sich nicht mich weiter fahren zu lassen, sie verlangt nur, daß ich den Anbruch des Tages erwarte. Wäre ich allein, so würde ich Ihren Vorschlag annehmen, so aber und bei der geringen Zahl Ihrer Mannschaft ist er zu gewagt; wir müßten sogar noch mehr Reiter absitzen lassen, denn ich könnte meine drei Leibwächter nicht im Stich lassen. Der junge Bouillé ist nach meiner Ankunft um 11½ Uhr abgeritten, um seinen Vater zu benachrichtigen und Truppen herbeizuholen. Sie haben bei Ihrer Ankunft auch Jemand zu demselben Zweck abge-

*) Choiseuil S. 94.

schickt*). Die Truppen sind gewiß staffelförmig auf dem Wege aufgestellt. Es ist jetzt bald 1 Uhr. Der junge Bouillé wird im Vorüberkommen die einzelnen Abtheilungen benachrichtigen und die 8 lieues bis Stenay in zwei und einer halben Stunde zurücklegen. Also wird eine Abtheilung nach der andern noch vor Tagesanbruch eintreffen, General Bouillé selbst aber gegen 4 oder 5 Uhr hier erscheinen, und wir werden dann, ohne Gefahr für meine Familie und ohne Anwendung von Gewalt, in aller Sicherheit von hier abreisen".

Nachdem der König den Vorschlag der Offiziere abgewiesen hatte, versicherte er sich noch einmal bei Sauce, daß die Bürger die Fortsetzung der Reise bei Tagesanbruch nicht hindern würden. Sauce, der gerade aufbrach, um in den Gemeinderath zu gehen, versprach wiederholt, er werde für Pferde sorgen, damit der König bei Tagesanbruch nach Montmédy weiterreise; eine starke „Ehrenwache" aus der Nationalgarde solle ihn begleiten. Inzwischen lärmten die Sturmglocken, Boten über Boten flogen in die Ortschaften der Umgegend, sie zur Hülfe aufzurufen, und 5000 Männer, nach Choiseul's Schätzung, strömten bis um 2 Uhr früh aus den Dörfern in die Stadt hinein.

Langsam verrannen die qualvollen Stunden des Harrens auf die ersehnte Hülfe. Glücklich die beiden Kinder! sie schliefen auf Sauce's Bett, während der König und die Königin keinen Augenblick vor den unablässig auf- und abströmenden Zudringlichen Ruhe fanden. Da sich wenig Theilnahme bemerklich machte, fiel das Benehmen der 80 jährigen Großmutter von Sauce um so mehr auf: Sie betrachtete den König, die Königin und die schlafenden Kinder, fiel am Bett auf die Knie, brach in Thränen aus und bat um die Erlaubniß, den jungen Herrschaften die Hand zu küssen. Leise betend, segnete sie die Kleinen und schlich weinend hinaus.

Der Morgen graute. Damas ging auf die Straße um zu sehen, ob man, wie versprochen, jetzt anspanne und fand eine große Menschenmenge, die ihm sagte, es wären keine Pferde da. Von dort ging er nach dem Rathhaus, wo er den Gemeinderath schon ver-

*) Leutnant Rohrig und Leutnant Aubriot. Vgl. S. 118.

sammelt fand. Alles schrie durch einander, der Saal war voll von Leuten aller Art. „Der Bürgermeister", sagt Damas, (er kann nur den Vizebürgermeister oder Sauce meinen), „schien gute Absichten zu haben, konnte sich indessen kein Gehör verschaffen. Die Einen schrieen, man müsse den König nach Paris zurückbringen, die Andern nach Verdun" (wo demokratisch gesinntes Militär lag). Als Damas nach dem Haus von Sauce zurückging, stieß er auf Goguelat, der soeben verwundet worden war: Der Hauptmann erregte den Verdacht des Majors Roland von der Nationalgarde, der die Soldaten argwöhnisch bewachte. Roland gab Feuer und traf Goguelat am Schlüsselbein, wo sich die Kugel platt drückte; mit einem zweiten Schuß an den Kopf warf er den Hauptmann von seinem sich bäumenden Pferde. Die Husaren rührten keinen Finger, forderten vielmehr, daß man ihnen einen Offizier der Nationalgarde zum Befehlshaber gebe und versprachen, alles zu thun, was das Volk fordere. Goguelat raffte sich auf und verschwand.

Inzwischen verhandelte der Gemeinderath weiter darüber, was jetzt, wo der Tag anbrach, geschehen solle. Wir erzählten, daß man den König auf diesen Moment vertröstete, und die Gemeinderäthe, die ihn nun ziehen lassen wollten, weil sie Bouillé's Rache fürchteten, bildeten eine starke Partei. Andererseits hatten die Hoffnungen der Energischen auf Zuzug vom Lande sich noch immer nicht in dem Maße erfüllt, wie sie erwarteten, und so kam ein zweites Kompromiß zu Stande, indem man beschloß, den Chirurgen Mangin an die Nationalversammlung zu schicken und dort Verhaltungsbefehle zu erbitten. Dieser Beschluß sagte indirekt, daß der König vorläufig nicht weiter dürfe, und erscheint insofern als ein Sieg der Energischen, aber andererseits war, streng genommen, damit nichts gethan, da Bouillé eher zur Stelle sein mußte, als die Antwort der Nationalversammlung, deren Inhalt übrigens nicht zweifelhaft sein konnte. Deshalb stand bei den Energischen der Entschluß fest, den König unter allen Umständen bald nach Paris zu bringen, nur wollte man warten, bis noch mehr Bewaffnete aus der Umgegend herbeieilten. Ob indeß die Energischen eine Mehrheit im Gemeinderathe finden würden, blieb unberechenbar.

Während die Revolutionäre in Varennes auf Verstärkung aus der Nachbarschaft, der König und die Königin auf Bouillé hofften, trat das Verlangen, daß der König nach Paris zuückkehre beim Volke lebhaft hervor. Dichte Massen standen vor dem Haus. Als der König und die Königin an's Fenster traten, schrieen die Menschen durcheinander: „Es lebe der König! die Königin! die Nation! das Regiment Lauzun*)! nach Paris! nach Verdun!" Der König redete die Nächsten an, denen er eröffnete, er gehe nach Montmédy und werde nach Varennes zurückkehren. Aber was konnte bei dem Parlamentiren mit der Menge herauskommen?

Mehr Erfolg versprachen Verhandlungen mit Sauce, der nicht zu den Energischen gehörte, trotzdem er eine so große Rolle bei der Verhaftung spielte. Man kann sich vorstellen, wie sein Gefühl bestürmt wurde, wie man mit Versprechungen und Drohungen arbeitete. Die Legende legt Sauce die effektvolle Antwort in den Mund: „je dois beaucoup à mon roi, mais je dois tout à ma patrie". Der König verlangte wiederholt abzufahren, schließlich sagte Sauce zu, daß der Gemeinderath vereint mit den Mitgliedern des Gerichtshofs und dem Friedensrichter noch einmal über die Fortsetzung der Reise berathe.

Inzwischen verhandelte die Königin mit Frau Sauce, die die Oberhand in ihrem Haus zu haben schien. Frau Sauce sagte: „Was wollen Sie, Majestät? Ihre Lage ist sehr traurig, aber Sauce würde sich der größten Gefahr aussetzen, man würde ihm den Kopf abschlagen. Eine Frau muß an ihren Mann denken." Die Königin entgegnete: „Nun, der meine ist Ihr König, er hat lange Zeit Ihr Glück gemacht, er wird es auch ferner thun." Frau Sauce fuhr fort, die Gefahr, in die ihr Mann sich begeben würde auszumalen, da — erschienen die Häscher der Nationalversammlung aus Paris.

In Paris war La Fayette am 21. Morgens gegen 7 Uhr von

---

*) Die soeben abgefallenen Husaren.

der Entweichung des Königs in Kenntniß gesetzt worden. Weil Stunden vergehen konnten, ehe die Versammlung zusammentrat, sandte er auf eigene Verantwortung Verfolger ab, mit einem offenen Briefe, die Feinde des Vaterlandes hätten den König und seine Familie entführt und alle Nationalgarden und Bürger sollten ihn anhalten. Da man nicht wußte, auf welcher Straße der König floh, vertheilten sich die Verfolger in alle Richtungen, allein fünf schlugen den Weg nach Lille ein. Der Ingenieur Bayou schwankte zwischen Lille und Metz und wählte auf gut Glück die Chaussee nach Metz, die richtige, verließ jedoch Paris erst um 12 Uhr Mittags, ungefähr um dieselbe Zeit, wie Hauptmann von Romeuf, der von La Fayette schon gleich nach der Entdeckung der Flucht abgesendet, aber durch widrige Zufälle stundenlang in der Stadt zurückgehalten wurde. Der Pöbel hatte ihn nicht herauslassen wollen, mißhandelt und nach der Versammlung geschleppt, die inzwischen zusammengetreten war und ein Dekret von demselben Inhalt, wie La Fayette's offener Brief erließ. Romeuf, der unter ihrem Schutz Paris endlich, mit dem neuen Dekret bewaffnet, verließ, wollte eigentlich nach Valenciennes reiten, hörte aber am Thor das falsche Gerücht, der König sei in Meaux angehalten und in Gefahr und gelangte so auf die Straße, die der König einschlug. In Châlons traf er Bayou und zwischen 5 und 6 Uhr Morgens kamen beide mit dem Erlaß der Versammlung über die Verhaftung der königlichen Familie nach Varennes, womit die von der Versammlung erbetenen Verhaltungsbefehle vorlagen, und die Zweifel darüber, ob der König nach Paris zurückgeführt werden sollte, verstummen mußten. Romeuf und Bayou meldeten sich zuerst bei der Kommunalbehörde, um die Befehle, die sie überbrachten, mitzutheilen, dann begaben sie sich zum König nach dem Hause des Stadtsyndikus.

Zuerst trat allein Bayou in das Zimmer des Königs, mit aufgeknöpfter Uniform, wirrem Haar, die natürliche Düsterkeit seiner Züge durch die Aufregung des Ritts in's Schreckliche gesteigert; sein ganzes Auftreten Leidenschaft, aber — geleitet von schlauer Berechnung. „Majestät!" stieß er in abgerissenen Worten hervor, Sie wissen —

ganz Paris schwimmt in Blut, unsere Frauen, unsere Kinder werden umgebracht! Sie dürfen nicht weiter reisen, Majestät! das Interesse des Staats! ja, Majestät! unsere Frauen! unsere Kinder!" „Was wollen Sie eigentlich?" fragte der König. „Majestät! ein Erlaß der Versammlung". „Wo ist er?" „Mein Kamerad hat ihn." Die Thür nach dem Vorderzimmer ging auf, und man sah Romeuf am Fenster lehnen, mit allen Zeichen der größten Aufregung, ein Papier in der Hand. Er trat mit gesenkten Augen näher. „Wie? Sie, Herr? Ah, das hätte ich nie geglaubt!" rief ihm die Königin zu. Der König entriß ihm das Dekret las und sagte: „Frankreich hat keinen König mehr". Auch die Königin durchflog die Urkunde, der König nahm sie wieder, las noch einmal und legte das Dokument auf das Bett, wo die Kinder schliefen. Die Königin warf das Papier vom Bett herunter und rief: „Es soll meine Kinder nicht besudeln". Die Männer von Varennes murrten, als sei eine heilige Sache entweiht worden. Choiseuil hob die Proklamation auf und legte sie auf den Tisch.

Die Königin nahm in ihrer heftigen Art Romeuf bei Seite und machte ihm bittre Vorwürfe darüber, daß er eine solche Sendung übernahm. Der Hauptmann erwiderte, er habe nicht geglaubt, den König einzuholen; das sei auch La Fayette's erstes Wort gewesen, als der General ihm den Befehl zum Nachsetzen ertheilte; Beide aber hätten sie gemeint, auf alle Fälle würde der Königin weniger peinlich sein, ihn zu sehen, auf dessen Ehrfurcht sie rechnen könne, als einen Andern. Der Hauptmann vertheidigte überhaupt seinen General und erwähnte, daß die Volkswuth in Paris sich anfänglich gegen ihn, als den Verantwortlichen, gewendet und sein Leben bedroht habe. „Er hat jetzt ein schönes Spiel für seine Republik," bemerkte Marie Antoinette melancholisch. Der König verlangte, mit den Abgesandten unter vier Augen zu sprechen und suchte sie zu bereden, die Abfahrt zu verschieben — immer in der Hoffnung auf Bouillé. Romeuf, — das war der Eindruck, den Choiseuil und Damas sogleich empfingen, und der ihnen im Lauf der Nacht durch offne Bekenntnisse bestätigt wurde — Romeuf würde dem König gern zu Willen gewesen sein, aber sein Kollege Bayon

verhinderte ihn daran. Er stellte sich zwar auch so, als ob er von der Lage des Königs gerührt sei und versprach alles zu thun, die Abfahrt zu verzögern, ging aber daneben öfter auf die Straße und offenbarte dem Volk, daß der König sich weigere, zurückzukehren und alle möglichen Vorwände ergreife, um bis zu Bouillé's Ankunft Zeit zu gewinnen; dann stieg er wieder zum König hinauf und klagte, das Volk schreie nach der Abfahrt. In seinem „Rapport" behauptet Bayou stolz: „Ich erbiete mich, zu beweisen, daß ich allein es gewesen bin, der den König zu dem Entschluß brachte, abzufahren. Das Mittel, das ich anwandte, bestand darin, das Volk schreien zu lassen: „er soll abreisen! wir wollen, daß er abreist!"

Die Menge wurde immer wüthender und drohte am Ende, hinauf zu kommen, um den König mit Gewalt herunter zu holen. „Wir schleifen ihn," schrien sie, „bei den Beinen nach seinem Wagen." Immerhin vergingen seit der Ankunft von Bayou und Romeuf bis zur Abfahrt noch 2 Stunden, so lange leistete der König Widerstand, trotzdem die Würdenträger von Varennes und Bayou ihm fortwährend bald sentimental, bald drohend zusetzten. Sie sprachen von der Liebe des Volks für ihn, von seinem Schmerz über die Flucht, sie behaupteten, daß nur die Rückkehr des Königs der in Paris angeblich ausgebrochenen Anarchie ein Ende machen, dem Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken vorbeugen könnte. Dann wiesen sie wieder darauf hin, daß die Gefahr für sein Leben bedenklich wachse, wenn er länger zögere. „Können wir denn nicht," erwiderte er, „bis 11 Uhr warten?" „Um 6 Uhr," sagt das Protokoll, „sah man sich" (durch den Zuzug aus der Umgegend) „stark genug, um die Abreise zu beschleunigen und die Eskorte zu bilden." Nachdem die Behörden dem König und seinen Reisegenossen ein Frühstück vorgesetzt hatten, drängte man wieder zur Abfahrt, wogegen von der andern Seite neue Verzögerungsversuche gemacht wurden. Der Kronprinz und die Kleine schliefen noch, und nun legte sich auch der König schlafen, während eine Kammerfrau sich krank stellte und den Arzt holen ließ. Als der König bald wieder erwachte, bestürmten die Bürger ihn von Neuem, er möge abreisen. „Ja," sagte er, „aber nach Montmédy!" Endlich war Ludwig so

weit gebracht, daß er selbst verlangte, man möge in Gottes Namen die Wagen anspannen, ihn aber solange mit seiner Familie allein lassen.

Jetzt, wo das Äußerste unmittelbar bevorstand blitzte ein Strahl der Hoffnung auf: In Dun, 20 Kilometer von Varennes, stand der Rittmeister Deslon mit 100 Husaren. Deslon berichtet, daß der junge Bouillé und Raigecourt am 22. früh um 3 Uhr durch Dun hindurchsprengten, ohne indessen ihm, der nicht im Geheimniß war, etwas von den Vorgängen in Varennes zu verrathen. Bald darauf erschien der Unterleutnant Rohrig, der sich auch zurückhaltend zeigte, aber dem Vorgesetzten um so weniger jede Antwort verweigern konnte, als der junge Mann seinen Posten verlassen hatte. Rohrig gestand, in Varennes herrsche große Unruhe, weil man zwei Wagen festgehalten habe, und er sei von Hauptmann Goguelat beauftragt, den Vorfall dem General Bouillé zu melden. Damit wußte Deslon genug und jagte sofort, indem er den Rest seiner Truppe zur Bewachung des Flußübergangs zurückließ, mit 60 Mann nach Varennes, wo er gegen 6 Uhr eintraf. Der Rittmeister fand das Thor verbarrikadirt und Nationalgarde davor, die den Einzug verwehrte. Da die Hauptsache blieb, zu erfahren, wie die Dinge in der Stadt standen, erbat Deslon die Erlaubniß, sich persönlich beim König zu melden, in der Absicht, zu untersuchen, ob nicht möglich sei, die Barrikaden mit dem Säbel in der Faust zu nehmen. Der Rittmeister mußte sich allein auf den Säbel verlassen, denn ein Theil der Patronen war den Husaren in ihren Quartieren gestohlen worden, ein Theil war von zu großem Kaliber für die Pistolen und Karabiner. Deslon verlangte, ehe er nach Dun abzog, passende Patronen, jedoch man erwiderte ihm gegen Bouillé's ausdrücklichen Befehl, die Husaren kriegsmäßig auszurüsten, Säbel genügten. Der Rittmeister stellte durch persönliche Untersuchung fest, daß die Barrikaden zu bedeutend erschienen, um von ihm genommen zu werden und richtete seine Hoffnung auf die Husaren innerhalb der Stadt, die er indessen vor Sauce's Haus unter dem Befehl eines Offiziers der Nationalgarde fand. Eine Menge Menschen erfüllte die Treppe und das erste Zimmer, ließ jedoch Deslon zum König hinein, der Ludwig in wenigen

Worten von der Schwäche seiner Abtheilung und von der Stärke der Barrikaden unterrichtete und ihn auf Bouillé vertröstete.

Der König, erzählt Deslon, befand sich in einem solchen Zustand der Aufregung, daß der Rittmeister glaubte, Ludwig habe ihn nicht verstanden, obschon Deslon dasselbe dreimal wiederholte*). Endlich fragte der Rittmeister, was Se. Majestät dem General Bouillé zu sagen befehle. „Sie können ihm sagen," antwortete der König, „ich sei gefangen, ich fürchtete sehr, daß er nichts für mich thun kann, aber er möge thun, was er kann." Deslon, ein Elsäßer, wendete sich nun in deutscher Sprache an Marie Antoinette, damit der Kommandör der Nationalgarde, der nahebei Posto faßte, nichts verstünde. Die Königin klagte bitter über ihr Unglück und fragte, ob Bouillé bald komme. Das heimliche Geflüster setzte den König in Schrecken, weil Ludwig eine üble Einwirkung auf die mißtrauischen Zuhörer fürchtete, und er machte ihm rasch ein Ende. Als Deslon sich verabschiedete, fragte der Rittmeister laut nach den Befehlen des Königs: „Ich bin gefangen," erwiderte Ludwig, „und habe keine Befehle mehr zu geben."

Deslon kehrte zu seiner Abtheilung am Eingang der unteren Stadt zurück und sandte an Leutnant Boudet, der Rohrig in der Kaserne ersetzte, den Befehl, mit seinen Husaren von innen anzugreifen, während der Rittmeister von außen stürmen wollte. Die Ordonnanz blieb lange aus; sie hatte Boudet nicht sprechen können, da der Leutnant mit seinen Husaren, soweit sie sich überhaupt zusammenfanden, vom Volk im Franziskanerkloster eingeschlossen war. Was blieb nun Deslon übrig, als auf Bouillé zu warten, obwohl er bald erfuhr, daß man den König nach Paris fortführe.

Um 7½ Uhr gab der König allen Widerstand auf und bestieg mit den Genossen seiner Flucht die Wagen zur Fahrt nach Paris. In dem Augenblick, wo Ludwig sich anschickte, in seinen Kerker zurückzukehren, athmeten Monsieur und Madame längst in Belgien die Luft der Freiheit. Die

*) Bertrand de Moleville „Mémoires sécrètes" Londres 1791 II, 193. Ders. „Mémoires particuliers" Paris 1816 I, 414.

Herrschaften wollten, wie wir erzählten, schon früher als der König fliehen, waren indessen von ihm angewiesen worden, Paris zu gleicher Zeit mit dem Königspaare zu verlassen. Sie entwichen, ebenfalls in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni, verließen unerkannt ihre Wohnung, das Palais de Luxembourg, und erreichten glücklich die Grenze. Freilich entbehrte ihre Reise des zweifelhaften Schutzes durch meuterische Reiter, auch fuhren Monsieur und Madame getrennt, jeder auf einer anderen Straße, in zwei gewöhnlichen Postkutschen, von einem gebildeten Kavalier resp. von einer Dame begleitet, aber sonst ohne Gefolge. Obgleich nicht jede Banknote seine Züge trug, zeigte sich Monsieur so wenig wie möglich außerhalb des Wagens*).

Mit großer Sorge mußten König und Königin daran denken, welches Schicksal Goguelat, Damas und Choiseuil bevorstand, wenn sie in Varennes zurückblieben. Damas und Choiseuil suchten zu Pferde der königlichen Familie zu folgen, aber der Pöbel warf sich noch in der Stadt auf die Herren und riß sie vom Pferde. Sensen und Säbel hieben auf die Beiden ein, bis man sie endlich in einen Keller warf, mit ihnen Romeuf, der die Unglücklichen schützen wollte. Polizei und Nationalgarde hinderten die Verfolger mit Mühe, die Thür einzubrechen, dafür stießen die Wüthenden fortwährend mit den Gewehren durch die Luftlöcher nach den Gefangenen, die sich in die Winkel verkrochen. Allerdings beschloß der Gemeinderath schon am Nachmittage, Choiseuil und Damas am folgenden Tage der Nationalgarde von Verdun zu übergeben: „wegen des unsicheren und ungesunden Gefängnisses, zugleich um der öffentlichen Ruhe und ihrer eigenen Sicherheit willen". Romeuf gab der Gemeinderath völlig frei, gegen die Stimme von Sauce, den die vollzogene Wegführung der königlichen Familie, wie es scheint, wieder

---

*) Ueber die Flucht Monsieurs vgl. seinen eigenen Bericht: „Relation d'un voyaye à Bruxelles et à Coblentz (1791)", Paris 1823, und E. v. Stockmar: „Die Flucht des Grafen von Provence am 21. Juni 1791" in „Nord und Süd, herausgegeb. von Paul Lindau". IV. 1878.

energisch gemacht hatte, indessen blieb der Häscher Lafayettes freiwillig die Nacht über bei den Gefangenen, bis sie am 23. den Händen der Nationalgarde von Verdun wirklich übergeben wurden.

Als die gemeinsame Gefahr alles Mißtrauen verbannte und die Zungen löste, erkannten Choiseuil und Damas die Aufrichtigkeit der Gefühle Romeuf's für das Königspaar und überzeugten sich, daß, wäre er ohne Bayon gekommen, alles geschehen sein würde, um den König durch Verzögerung der Abfahrt zu retten.

Romeuf begab sich am 23., während die beiden Offiziere die unfreiwillige Wanderung nach Verdun antraten, in die Hauptstadt zurück. Choiseuil wurde durch ein Dekret der Versammlung vom 15. Juli angeklagt und in dem Gefängniß des Staatsgerichtshofs zu Orleans eingekerkert, Damas blieb nach demselben Erlaß bis auf Weiteres zu Verdun verhaftet und wurde später in dem alten Kloster De la Mercy in Paris gefangen gehalten.

Goguelat scheint verkleidet aus Varennes entkommen zu sein, wurde jedoch ergriffen und saß erst in Rocroy, dann in Mézières, bis der Hauptmann ebenfalls angeklagt und nach dem Gefängniß von Orleans gebracht wurde. Alle Drei erhielten durch die große Amnestie vom September 1791 ihre Freiheit wieder und überlebten die Schrecken der Revolution.

Zwölftes Kapitel.

Bouillé vor Varennes.

Am 22. Morgens halb zehn.

Zwei Stunden nach der Abfahrt des Königs, zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags, erschien vor Varennes zum Entsetzen der Bewohner General Bouillé. Er hatte am frühen Morgen des 16. Juni Metz verlassen und ging über Longwy und Montmédy nach Stenay, wo er am 20. anlangte. In Montmédy widerfuhr ihm das erste üble Vorzeichen: Das deutsche Regiment Bouillon, auf das der General rechnete, meuterte, sodaß er es von Montmédy weglegen und neue Anordnungen treffen mußte, die nicht ohne Schwierigkeit durchzuführen waren.

Am 21. versammelte Bouillé in Stenay die Generale Hoffelize, Klinglin und Heyman, alle drei, ebenso wie die Gemeinen, die die Flucht beschützen sollten, Germanen. Sie ahnten, daß ein Fluchtprojekt bestand, nahmen ihres Vorgesetzten Eröffnungen mit Begeisterung auf und erhielten verschiedene Aufträge. Unvermeidlich blieb außerdem, den Oberstleutnant Herrn v. Mandel einzuweihen, der den Befehl erhielt, sein Regiment Royal Allemand am 22. bei Tagesanbruch marschbereit zu halten.

Am 21. um 9 Uhr Abends ritt Bouillé mit drei oder vier Begleitern aus Stenay fort, mit ihm sein ältester Sohn Ludwig. Vor dem Thor von Dun stieg der General vom Pferd und warf sich mit

den Genossen des nächtlichen Unternehmens am Chausseegraben nieder; von der Stadt blieb er fern, um nicht Aufsehen zu erregen, was, wie er sagt, bei dem schlechten Geist, der in Dun herrschte, zu vermeiden war.

Bouillé rechnete, daß der König am 22. Morgens zwischen 2 und 3 Uhr passire, und ein Kurier ein bis zwei Stunden vorhergehe. Stunden der bangsten Erwartung schlichen den Harrenden dahin, bis Bouillé etwa um 4 Uhr für gerathen hielt, den Rückweg nach Stenay anzutreten, denn irgend eine Störung in der Ausführung des Projekts mußte eingetreten sein, sodaß der General zweckmäßig fand, sich den zurückliegenden Truppen zu nähern, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Als er mit seinen Begleitern, etwa um 4½ Uhr früh, sich nicht mehr weit vom Thor von Stenay befand, sprengten Rittmeister Bouillé, Raigecourt und Rohrig heran, von denen er zu seinem größten Schmerz erfuhr, der König sei verhaftet.

Wir sahen, daß Bouillé und Raigecourt etwa um 1 Uhr aus Varennes fortsprengten*), von wo bis Stenay 40 Kilometer zurückzulegen sind. Diese Entfernung konnten die Offiziere, wenn sie die Kraft der Thiere aufs äußerste anstrengten, in 150 Minuten überwältigen, sodaß sie kurz nach 3 Uhr in Stenay eintrafen. Wenn sie hier nach 4 Uhr anlangten, so verbrauchten die Rittmeister auf der für Offizierpferde nicht übermäßigen Strecke von 40 Kilometern eine Stunde zuviel. Man muß außerdem bedenken, daß die jungen Männer, wären sie wachsam gewesen, die Verhaftung eine Stunde früher erfahren mußten, denn gegen zwölf wurde Ludwig angehalten, aber erst gegen eins konstatirten die Beiden die Katastrophe. Thaten sie ihre Pflicht, so wäre der Retter in Stenay schon um 2 Uhr früh aufgerufen worden und erschien statt um 9½ Uhr 2 Stunden früher, d. h. im Augenblick der Wegführung,**) vor Varennes. General Bouillé gesteht ein, trotzdem der eigene Sohn betheiligt ist, daß er zwei Stunden früher benachrichtigt werden konnte***).

---

*) Vgl. S. 117.

**) Vgl. S. 128.

***) Mémoires. S. 242, ebenda S. 431.

Choiseuil berichtet, die Königin habe ihm später erzählt, daß der General nach der mißlungenen Flucht seinen jüngeren Sohn nicht mehr sehen wollte, und daß er einen Brief an den König schrieb, worin Bouillé sich selbst anklagte, den wichtigen Posten einem so jungen Mann anvertraut zu haben. Zugleich machte er Goguelat zum Vorwurf, daß der Hauptmann die Ankunft des Königs den beiden Offizieren in Varennes zu melden unterließ. Als die Königin, erzählt Choiseuil, die Entschuldigung auf Kosten Goguelat's verwarf, sagte Ludwig sanftmüthig: „Herr v. Bouillé ist Vater".

Weil der General nicht wußte, was sonst vorgefallen war, konnte er hoffen, daß die Abtheilungen in Pont de Sommevelle, S. Ménehould, Clermont und Varennes den König inzwischen befreit haben würden. Jedenfalls beschloß Bouillé, ihm sofort zu Hülfe zu eilen. Er sandte Befehl, daß die 50 Dragoner in Mouzay und die 100 Husaren in Dun vorausſprengten und, wenn nöthig und möglich, sofort angriffen; seinen Sohn Ludwig schickte er nach Stenay hinein, um das Regiment „Royal Allemand" herbeizuholen; andere Orders beriefen Truppen aus Montmédy nach Stenay und Dun.

Das Regiment Royal Allemand sollte, wie wir sahen, bei Tagesanbruch, also gegen 4 Uhr, zum Aufsitzen bereit sein. Jetzt, gegen 5 Uhr, fand Ludwig Bouillé den Oberstleutnant von Mandel noch im Bett, die Pferde nicht gesattelt, die Mannschaft nicht bereit. Herr v. Mandel meinte erstaunt, wenn seine Leute noch nicht fertig wären, müsse ein Mißverständniß vorliegen, er werde sofort revidiren. Bouillé in seiner Ungeduld schickte fünf- bis sechsmal nach dem Oberstleutnant, der weder Ungeduld noch Eifer bekundete. Dreiviertel Stunden vergingen vom ersten Befehl an, ehe die Truppe sich in Bewegung setzte, eine ungebührlich lange Zeit, selbst wenn man nicht in Betracht zieht, daß das Regiment schon vor einer Stunde hätte auf den Beinen sein müssen. Unter den obwaltenden Umständen mußte man jeden Augenblick auf eine Alarmirung gefaßt sein, eine Lage, in der deutsche Kavalleristen die Bereitschaft binnen 10 Minuten verlangen, und es ist schon alles Mögliche, wenn Bouillé sagt, er habe Mandel eine halbe Stunde zugestanden.

Oberstleutnant von Mandel, der Kommandör des Dragoner-Regiments Royal-Allemand, das gemeinschaftlich mit den Lauzun-Husaren und den Monsieur-Dragons die Flucht des Königs beschützte, spielte eine sehr zweideutige Rolle. Indem das Regiment vor Varennes ohne den König wieder umkehrte, gelobten Mandel und die Soldaten einander die Fortdauer ihrer gegenseitigen Freundschaft. Dann stieß der Oberstleutnant eigenmächtig die Verfügungen Bouillé's über ein Geldgeschenk um, das der General versprochen hatte, um den Eifer der Dragoner anzuspornen. Bouillé setzte nämlich der ersten Schwadron doppelt so viel wie den anderen aus, was Mandel als ungerecht bezeichnete und aufhob. Allerdings konnten seine Leute trotz ihrer Freundschaft ihn vor der wüthenden Nationalgarde von Stenay nicht schützen, so daß er fliehen mußte, aber sie erklärten wenigstens der Stadtverwaltung von Stenay schriftlich, Mandel sei ein „braver Patriot", den das Regiment als Kommandör zu behalten wünsche. Trotzdem wurde Mandel verhaftet als der Mitschuld an der Entweichung des Königs verdächtig, und nun wendeten sich Unteroffiziere und Gemeine von Royal Allemand mit einer Bittschrift an die Versammlung, in der sie zu seiner Entlastung behaupteten, der Oberstleutnant habe ihre Marschbereitschaft absichtlich verzögert, damit nicht der Ritt nach Varennes ein großes Unglück nach sich ziehe. Uebrigens war dies nicht der einzige Treubruch des Herrn von Mandel. Er wurde wieder an die Spitze von Royal Allemand gestellt und desertirte beim Ausbruch des Krieges von 1792 mit dem ganzen Regimente, ging auch später in den österreichischen Dienst über*).

Kehren wir zu den Bemühungen des Generals Bouillé um die Freiheit des Königs zurück. Nachdem das Regiment des Herrn von Mandel um 5 Uhr endlich aus der Stadt heraus war, ließ Bouillé halten, und Mandel eröffnete seinen Leuten die Gefangenschaft des

*) Ueber den Oberstleutnant Mandel vgl. L. Bouillé S.S. 88, 125; Bimbenet S.S. 195 ff., 198 ff., 210, S. 239, Dekret vom 15. Juli; Fischbach La fuite de Louis XVI d'après les archives municipales de Strasbourg Paris 1879 S. 89; Choiseuil S. 118 zu vergleichen mit L. Bouillé S. 146; La Fayette Mém. III S. 95; Biographie moderne „Mandel".

Monarchen zugleich mit der königlichen Order, die die Truppen aufforderte, ihn nach Montmédy zu geleiten*). Die Rede Mandel's gipfelte in einem Aufruf zur Befreiung des Königs, den die Dragoner mit „vive le roi!“ beantworteten. Nachdem Bouillé unter die Soldaten 250 Louisd'or vertheilt und ihnen versprochen hatte, sie sollten zur deutschen Leibwache des Königs erhoben werden, kommandirte der General scharfen Trab.

Als das Regiment in Mouzay ankam, waren die dortigen 50 Mann unter Rittmeister Güntzer bereits abgeritten, ebenso fand man Rittmeister Deslon**) in Dun nicht mehr vor. Bouillé gab sich der Hoffnung hin, daß die beiden Abtheilungen in Varennes zusammentrafen und den König bereits befreit hätten, indessen begegnete man leider der Abtheilung aus Mouzay wenig hinter Dun, wo sie von einem Haufen Nationalgarde sich aufhalten ließ. Das Regiment jagte die Bande rasch in die Flucht, und die Reiter setzten inmitten der überall ertönenden Sturmglocken ihren Weg fort. Ein Priester rief Ludwig Bouillé zu, alle Eile sei vergeblich, sie würden den König nicht mehr in Varennes finden. Ludwig Bouillé schrie, er lüge, aber indem die Soldaten im Angesicht der Stadt auftauchten, sprengten ihnen die Rittmeister Bouillé und Deslon mit der Bestätigung entgegen.

Rittmeister Deslon hatte in demselben Augenblick die Wegführung des Königs erfahren, wo der Rittmeister Bouillé, den sein Vater vorausschickte, wieder vor Varennes eintraf. Beide beschlossen, mit den 60 Husaren dem König nachzusetzen und sich auf die Eskorte zu stürzen. Wie aber sollten sie über den Fluß kommen? Weder die Offiziere, noch die Gemeinen wußten eine Furth oder konnten sie finden, obschon Deslon seit Anfang des Monats in Varennes lag. Die Husaren schwammen also hinüber, wohl an der Südseite von Varennes, wo sie, die Stadt umgehend, auf die Straße nach Clermont gelangten; jedoch kamen sie bald an einen Kanal, in dem die Offiziere

---

*) Vgl. S. 54.

**) Vgl. S. 127.

ein unübersteigliches Hinderniß erblickten und kehrten um. Von einer Anhöhe schauten die Soldaten auf die königlichen Wagen nieder, die, von Volk umgeben, sich auf Clermont bewegten.

Während Deslon und der junge Bouillé dem General die traurige Nachricht meldeten, war es etwa 9½ Uhr, also zwei Stunden nach der Abfahrt des Königs. Bouillé gerieth in Wuth und Verzweiflung und wollte sofort nachsetzen. Vielleicht wäre möglich gewesen, den König in der Gegend von Clermont einzuholen, indeß der Kriegsrath widerrieth, indem er einwendete, die durch den scharfen Ritt von vier und einer halben Stunde ermüdeten Pferde müßten erst rasten, und überhaupt könne das Regiment höchstens noch 18 Kilometer leisten. Nach preußischen Anschauungen hatten die Pferde sich stark, aber nicht übermäßig angestrengt, denn unser Exerzierreglement schreibt in dem § 365 vor, daß der Kilometer in 4½ Minute zurückgelegt werden soll, wenn Trab geritten wird, während Royal-Allemand 7 Minuten auf den Kilometer verwendete*), was nicht zu viel ist, wenn der Gewaltmarsch 40 Kilometer dauerte, aber auch nichts außergewöhnliches. Da die Dragoner um halb zehn vor Varennes ankamen, konnten sie, wenn nach einstündiger Rast noch 18 Kilometer in dem alten Tempo vollendet wurden, die Verfolgung bis gegen ein Uhr aushalten. Der Zug des Königs hatte sich um halb acht in Bewegung gesetzt und machte, aus Tausenden von Fußgängern bestehend, den Kilometer in 13 Minuten**). Er konnte gegen ein Uhr noch nicht dreißig Kilometer überwunden und erst Clermont, die nächste Station hinter Varennes, im Rücken haben. Wenn Bouillé dem Kriegsrath trotzdem nachgab, so handelte er, wie wir nicht vergessen dürfen, unter dem Drucke des Obersten von Mandel, des direkten und beliebten Vorgesetzten des einzigen Regimentes, das zu Gebote stand. Auch die Gemeinen zeigten sich abgeneigt, weiter zu reiten***). Schließlich muß in Betracht gezogen werden, daß Bouillé die Thore von Clermont oder S. Ménehould geschlossen finden konnte und die königliche Familie

*) Es hatte 40 Kilometer in 4½ Stunden (270 Minuten) gemacht.

**) Er brauchte bis Châlons, 76 Kilometer, 16 Stunden (960 Minuten).

***) Bouillé S. 245, S. 430.

drinnen festgehalten. Dann war der General schwerlich im Stande, mit seinem einen Kavallerieregimente zu stürmen, auch gab er, bis Infanterie und Artillerie herankamen, das Leben des Königs der größten Gefahr preis und nahm die schwerste politische Verantwortung ohne Ermächtigung auf sich.

Eine Erzählung, die damals häufig auftritt und sogar in dem Ausschuß-Berichte der Nationalversammlung über die Flucht zum Vorschein kommt, behauptet, Bouillé habe in diesem letzten Moment einen Kurier mit dem königlichen Befehle erhalten, nicht weiter vorzurücken. Weder Bouillé selbst noch seine Begleiter, der Sohn Ludwig und der Enkel René, wissen davon, die Protokolle von Varennes ebensowenig. Auch ist undenkbar, daß der General in seiner 1792 geschriebenen Rechtfertigung, die er nach der Wiederherstellung des alten Königthums einem Kriegsgericht einzureichen gedachte*), einen für seine Deckung so wichtigen Befehl verschwieg. Der Mythus entstand wohl daraus, daß Bouillé für gut hielt, den Rückzug den Soldaten gegenüber mit einem angeblichen Befehl des Königs zu motiviren, wie uns von einem glaubwürdigen Ohrenzeugen berichtet wird**). Deslon und der jüngere Bouillé, die aus der Gegend von Varennes mit der Nachricht von der Wegführung heransprengten, konnten vor den Soldaten sehr gut für königliche Boten ausgegeben werden.

Zerrissenen Herzens trat der General mit dem Regiment den Rückzug nach Stenay an. Sein Sohn Ludwig hatte ihm immer Vertrauen auf den Erfolg ausgesprochen, weil das Glück den Vater stets begünstige. Jetzt sagte der General leise und, gegen seine gewöhnliche Art, sanft: „Nun, wirst Du noch sagen, daß ich immer Glück habe?"

Unbelästigt gelangte man nach Stenay. Hier hatte sich die Nationalgarde in einen Hinterhalt gelegt, fand indessen nicht den Muth, anzugreifen und schloß sich lieber dem Regiment Royal Allemand bei seinem Einzuge in die Stadt an. Bouillé war in einem

*) Mémoires S. 424.

**) Vgl. Bimbenet, Erste Ausgabe, S. 252. In der zweiten Ausgabe hat B. seinen Gewährsmann unterdrückt. Simonin war nach B. S. 239 Adjutant des Regiments „Royal Allemand".

Gasthof vor dem Thore geblieben, um einen Augenblick zu ruhen, da nahte schon die Stadtverwaltung mit Nationalgarde, um ihn zu verhaften. Der General setzte sich mit 20 Offizieren aus verschiedenen Regimentern zu Pferde und ritt der österreichischen Grenze zu. Die Gemeinen, die ihm folgen wollten, nahm er nicht an, denn wie hätte er für soviele Leute in der Fremde sorgen können?

An der Grenze war eine über den Fluß Chiers führende Brücke zu überschreiten. Auf der französischen Seite standen bewaffnete Bauern, die den Uebergang wehrten. Ein Adjutant Bouillé's, Herr v. Rodais, bewies die Geistesgegenwart, ihnen entgegen zu reiten und zu rufen, hier nahe der General, sie sollten ihm die schuldigen Ehren erweisen. Verblüfft gehorchten die Landleute, bildeten Spalier und rührten die Trommeln. Indem die Biedermänner ihre Begriffe mit der Zeit wieder sammelten, feuerten sie auf den Nachtrab der kleinen Kolonne und eroberten einen Wagen, richteten jedoch sonst keinen Schaden an. Spät am Abend kam Bouillé mit seinem Gefolge in der Bernhardiner-Abtei Orval im Luxemburgischen an, die wir als das angebliche Reiseziel der königlichen Familie bereits erwähnten*). Die ehrwürdigen Väter, die gerade beim Mahle saßen, erstaunten beim Anblick der nächtlichen Gäste und vernahmen in schmerzlicher Bewegung aus dem Munde des Generals die Leiden des allerchristlichsten Königs. So stürzte mit dem Bändiger der Meuterei von Nancy die letzte Säule der alten Ordnung in Frankreich.

*) Vgl. S. 50.

Dreizehntes Kapitel.

Der Rückweg von Varennes bis zur Begegnung mit den Abgesandten der Nationalversammlung.

Vom 22. Juni Morgens halb acht bis zum 23. Abends gegen acht.

Wären die Dragoner und Husaren an den König herangekommen und von einem guten Geiste beseelt gewesen, so konnte ihnen die Eskorte, die sich schwerfällig vorwärts bewegte, kaum ernste Hindernisse bereiten. Ein Theil der Ehrenwache war schwer betrunken; viele kehrten unterwegs um und wurden von den Bewohnern der Orte, die man passirte, ersetzt; es war ein wüster Haufe beiderlei Geschlechts, bewaffnet mit Gewehren, Heugabeln und Aexten, der allerdings nach Tausenden zählte. An der Spitze stand der Kommandör der Nationalgarde von Neuville, Herr von Signemont, ein Ritter des heiligen Ludwig, der wahre Gebieter war indeß Bayon als Vertreter der Pariser Machthaber. Das Leben der königlichen Familie hing davon ab, ob Bayon sich Gehorsam zu schaffen wußte, und ob er guten Willen zeigte. Mitleid bestimmte ihn gewiß nicht, jedoch lag ihm im Interesse seines eigenen Ruhmes daran, die königliche Familie unversehrt nach Paris zu bringen. Der Häscher sagt in einer von ihm an die Nationalversammlung gerichteten Petition: „ich habe zwanzigmal das Leben des Königs mit Gefahr meines eigenen gerettet".

Denn bald hinter Varennes begannen die Szenen des Schreckens, die sich nur zu oft wiederholen sollten: In blinder Wuth stürzte die

Ehrenwache sich auf die drei Leibwächter, denen man einen hervorragenden Antheil an der Flucht zuschrieb, überhäufte sie mit Schimpfreden, bewarf sie mit Schmutz, bedrohte sie mit grausamem Tode, dem die jungen Leute auf dem ganzen Wege bis Paris fortwährend ins Auge sahen. Die königliche Familie blieb von Mißhandlungen verschont, aber Beleidigungen und Bedrohungen wurden ihr nicht erspart. Als Edelleute sich dem Wagen des Königs näherten, wurden die „Aristokraten" geprügelt, verwundet, ermordet!

Das Direktorium des Distrikts von Clermont hatte auf die ersten Nachrichten aus Varennes eine große Thätigkeit entwickelt. Diese Behörde beorderte alle Nationalgarden des Bezirks theils nach Varennes, theils nach Clermont und beschloß, sich insgesammt nach Varennes zu begeben, als Ludwig auf dem Wege nach der Hauptstadt bereits in Clermont eintraf. Ein kurzer Aufenthalt fand statt, und der König wiederholte auf die Rede des Direktoriums, er habe nie die Absicht gehabt, das Land zu verlassen — eine Versicherung, die, nach einem Protokoll der Behörde, „das Volk mit Freude erfüllte". Unter dem allgemeinen Ruf: „vive la nation!" setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und auch die Dragoner von Damas, die des Königs Flucht hatten beschützen sollen, schlossen sich an. Das Volk jubelte: „Hoch die Herren Dragoner!" Eine Abordnung der Kommune von Varennes, die den König auf seinem ganzen Wege begleiten wollte, erhielt in Clermont die Nachricht, daß Weib und Kind daheim in der größten Gefahr schwebten, denn Bouillé's Söldlinge bedrohten Varennes, und die Oesterreicher wären im Anmarsch! Unter diesen Umständen hielten die Väter der Stadt sich für verpflichtet, sogleich umzukehren, indem sie eine kleine Abtheilung ihrer Nationalgarde zurückließen, die dem König bis Paris folgen sollte. In Varennes fanden die Geängstigten, daß alles ein leerer Schreck gewesen war, hervorgerufen durch die Reiter Bouillé's, die auf der Höhe vor der Stadt auftauchten. Derartige Gerüchte verbreiteten sich reißend schnell unter der leichtgläubigen, aufgeregten Bevölkerung und nahmen ungeheuerliche Gestalten an.

In St. Ménehould verkündete am 23. früh 6 Uhr ein Reiter, schweißbedeckt, in Hemdsärmeln, die Oesterreicher ständen raubend und mordend in Varennes. Die Behörden von St. Ménehould erfuhren, daß ähnliche Boten 15 Lieues in der Runde die Nachricht verbreiteten, St. Ménehould sei schon in der Gewalt des Feindes und in Flammen aufgegangen. Von allen Seiten, bis von Réthel und Rheims her, sprengten Kuriere aus, um Nachrichten einzuziehen, Hülfe aufzubieten, oder zu melden, daß man, wie der stereotype Ausdruck damals lautete, „zu Hülfe fliege". Sogar in Châlons hieß es am 23. Mittags, die Oesterreicher wären im Anmarsch.

Der Zug des Königs kam um 1½ Uhr in St. Ménehould an, wo nach dem städtischen Protokoll, fünfzehntausend Bewaffnete zusammenströmten. Der König überstand zunächst die Anreden der Stadtbehörden, die sanfte Vorwürfe über seine Flucht mit Glückwünschen zu seiner Rückkehr verbanden, dann bat man die königliche Familie zum Frühstück ins Rathhaus. Die Menge auf dem Marktplatze schrie, der König solle sich am Fenster zeigen. Valory beschreibt die Bevölkerung von St. Ménehould als besonders aufgeregt und wild, nach seiner Behauptung fehlte wenig daran, daß die drei Leibwächter beim Hinausfahren aus der Stadt ermordet wurden.

Nachdem das Frühstück beendigt war, mußten die Gefangenen weiter. Der Kronprinz, erzählt Moustier, hatte das Fieber, deswegen wollte der König hier übernachten, aber Bayon, die Stadtbehörde, die Nationalgarde bestanden auf der Fortsetzung der Fahrt. Wir lassen dahingestellt, ob nicht der König noch hoffte, Bouillé werde ihm zu Hülfe kommen und das Unwohlsein des Kronprinzen als Vorwand gebrauchte. Bayon versichert in seiner Petition an die Versammlung, daß er an die Gefahr der Entführung beständig dachte und unablässig dagegen ankämpfte.

Unter denen, die in St. Ménehould zur Abfahrt drängten, befand sich auch ein Herr Bodan, der von der Pariser Kommune entgegengeschickt war. Herr Bodan erzählt, daß die Königin ihm erklärte: „dann verlange ich von Ihnen Sicherheit nicht nur für den König und für uns, sondern auch für unser Gefolge". Darauf habe er

sofort „seinen Kopf verpfändet, daß dem König, seiner Familie und ihrem ganzen Gefolge nichts geschehen werde — er werde sie bis zur Ankunft in Paris nicht verlassen". Auf diese Weise sei der König von ihm bewogen worden, die Reise wieder aufzunehmen. Die Nationalversammlung drückte später ihre Anerkennung für die Phrase Herrn Bodan durch ein besonderes Votum aus.

Nicht weit hinter St. Ménehould ereignete sich ein Verbrechen, das den tiefsten Eindruck auf die königliche Familie machte: Graf Dampierre, ein benachbarter Gutsbesitzer, ritt schon am Morgen nach St. Ménehould, um den König zu sehen und ihm seine Ergebenheit zu bezeugen, dann folgte er dem Zug und machte sich der Menge durch loyale Kundgebungen bemerklich, indem er sein Gewehr vor dem König präsentirte und ihn grüßte, sich an den Wagen drängte, den König anredete und sein Gewehr in die Luft schoß, „pour saluer L. L. M. M.", wie ein Augenzeuge sagt.

Das war zuviel für den Pöbel! Die Ehrenwache veranstaltete, die Berittenen voran, eine Hetzjagd auf den Grafen, „man schoß auf ihn wie auf ein Kaninchen", erzählte die Königin an Fersen, „als er vom Pferde gefallen war, machte man ihm den Garaus". Mit besonderer Entrüstung hob Marie Antoinette hervor, daß Dampierre von seinen eigenen Gutsunterthanen ermordet worden sei, trotzdem er in seinem Kirchspiel stets viel Gutes that.

Ein anderer Vorfall führte der Königin unheimlich zu Gemüthe, was für eine Vorstellung man im Volk sich von ihr machte: Ein Grenadier, der auf der Seite der Königin neben dem Wagen ging, klagte laut unter Verwünschungen über Hitze, Durst und Hunger. Als die Königin ihm von den mitgenommenen Eßwaaren reichte, ertönte eine Stimme: „Iß nicht! Siehst Du nicht, daß man Dich vergiften will?" Die Königin genoß sofort selbst von dem Angebotenen und gab dem Kronprinzen davon.

Am 22. um 11½ Uhr Nachts kam der Zug in Châlons an. Die Behörden der Stadt verfuhren mit Rücksicht und Höflichkeit, was die königliche Familie empfand und anerkannte. Das Protokoll der Stadt bekundet, daß die extreme Demagogie die Obrigkeit im

Verdacht hatte, eine Entweichung des Königs oder eine Verzögerung seiner Abfahrt zu begünstigen, weshalb die Behörden sich genöthigt glaubten, in dem Protokoll ihren „ausgesprochenen Patriotismus“ zu betonen.

Am 23. Juni war Frohnleichnamstag. Der König hatte am Abend vorher mit den kommunalen Autoritäten verabredet, daß er um 10½ Uhr die Messe hören, sofort zu Mittag speisen und dann abreisen werde. Aber am Morgen des 23. verbreitete sich, „durch schlecht gesinnte Intriganten“ sagt das Protokoll von Châlons, das Gerücht, die Behörden wollten die Abreise des Königs verzögern, um seine Entführung zu begünstigen. Die Würdenträger begaben sich deshalb schon um 9 Uhr zum König und stellten ihm vor, daß man Gefahr laufe, durch Verzögerung der Abfahrt gewaltsame Auftritte hervorzurufen, auf die manche Leute hinarbeiteten. Ludwig antwortete begütigend, er werde sofort, sobald er angezogen sei, in die Messe gehen, speisen und abreisen.

Gegen 10 Uhr begab sich Ludwig mit den Seinen nach der Hauskapelle der früheren „Intendance“, in der er wohnte. Kaum hatte die Zeremonie begonnen, so erhob sich ein Lärm vor der Kapelle und auf der Treppe. Die Nationalgarde von Rheims drohte einzubrechen und forderte augenblickliche Abfahrt. Wüthende stürmten mit dem Ruf: „nach Paris!“ wirklich in das Heiligthum und die königliche Familie schwebte einen Augenblick in der größten Gefahr. Vom Hofe erscholl das Geschrei, man habe den König verschwinden lassen. Um die Menge zu beruhigen, zeigten sich die Gefangenen auf einem Balkon und der König versprach abzureisen, sobald die Wagen bereit ständen. Niemand konnte vor Schreck das in der Eile angerichtete Essen berühren, und gegen Mittag wurde die fürchterliche Reise fortgesetzt.

Kaum war der König fort, so verbreitete sich in Châlons das Gerücht, die Oesterreicher seien im Anmarsch, und die zügellose Menge warf sich auf das Rathhaus und raubte Waffen und Munition. Wüste Exzesse gegen die Gemeindebeamten fanden statt, besonders gegen den Bürgermeister Choré, der, um sein Leben zu retten, aus

dem Fenster sprang und mehrere Tage in einem Versteck zubrachte. Am 29. Juni wurde der Vater der Stadt von den gesammten Würdenträgern dort feierlich abgeholt, weil aber die Folgen der erlittenen Mißhandlungen ihm das Gehen unmöglich machten, mußte er in der Prozession getragen werden.

Der Zug des Königs nahm von Châlons nach La Ferté sous Jouarre nicht den Weg, den der König gekommen war, sondern ging über Epernay und Château Thierry, wenn man Bodan Glauben schenkt, weil hier besseres Nachtquartier beschafft werden konnte.

Am 23. Juni gegen 6 Uhr Nachmittags kam der König in Epernay an und stieg mit seiner Familie im Hôtel de Rohan ab, wo gegessen und ein Aufenthalt von einer Stunde genommen wurde. Indem der Bürgermeister dem Könige die Schlüssel der Stadt überreichte, bemerkte Dapu, der Präsident des Distrikts, ein flüchtiger König müsse dafür dankbar sein. Ein anderer Beamter sagte: „Trotz Ihrer Fehler beschützen wir Sie auf Ihrer Rückkehr; haben Sie keine Furcht.“ „Furcht!“ entgegnete der König; „wie kann ich mich unter Franzosen fürchten?“ Ludwig wiederholte, seine Absicht wäre nicht gewesen, das Land zu verlassen, aber er könne nicht mehr in Paris bleiben, wo seine Familie in Lebensgefahr schwebe. „O doch,“ antwortete einer der Anwesenden, „das können Sie sehr gut, mein Herr.“ — Als die königliche Familie das Mahl einnahm, mußte sie auf das Geschrei der Menge an das Fenster treten. Bodan sagt, er habe dem König gerathen, dem Verlangen des Volkes zu willfahren, weil das seine Wiedererkennung erleichterte, wenn er noch einmal entwich. Während die Königin den Reisewagen bestieg, rief ihr ein Weib zu: „Warte nur, meine schöne Kleine, Du wirst noch ganz andere Dinge erleben“.

Zwischen Epernay und Dormans drängte sich ein Priester an die Wagenthür auf der Seite des Königs und rief „vive le roi“. Der Pfarrer von Vauciennes, dessen sich der Pöbel natürlich sogleich bemächtigte, wurde mit vieler Mühe seinen Fäusten entrissen. Während dieser wilden Szene, die die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen erhellte, stieß der Zug des Königs auf die Bevoll-

mächtigten der Nationalversammlung, die Ludwig aus Paris entgegen kamen: Barnave, Pétion, Latour-Maubourg und Dumas. Nachdem die Kommissäre von einem „huissier“ der Versammlung sich beim König hatten melden lassen, näherten sie sich, machten ihn mit dem Zweck ihrer Sendung bekannt und lasen das Dekret der Versammlung über seine Verhaftung vor. Der König sprach nach dem Bericht von Dumas, der dem Wagen nahe stand: „Meine Herren, ich bin erfreut [!] Sie zu sehen; ich wollte nicht das Königreich verlassen, ich ging nach Montmédy; meine Absicht war, dort zu bleiben, bis ich die neue Verfassung in voller Freiheit geprüft und angenommen hätte“. Barnave sagte leise zu Dumas: „Wenn der König daran festhält, dasselbe (in Paris) zu wiederholen, so retten wir ihn“. Hierauf wandten sich die Kommissäre an die Menge, lasen ihr ebenfalls den Erlaß vor und verkündeten, daß Dumas den Oberbefehl über die Eskorte übernehme.

„Es erschien passend“, sagt Pétion, „daß die Bevollmächtigten im königlichen Wagen Platz nahmen.“ Da alle drei dort nicht Raum fanden, trug Latour-Maubourg, ein Freund La Fayette's, der Königin vor, daß ihr Interesse erfordere, die beiden andern Herren, als die Radikaleren, in den Wagen zu nehmen und so zu gewinnen. Er selbst brachte seine lange Gestalt, die im königlichen Wagen den Raum sehr verengt haben würde, in dem Gefährt unter, in dem die Kommissäre gekommen waren und nahm die Kammerfrauen zu sich, während Barnave und Pétion unter den Hochrufen der Menge den königlichen Wagen bestiegen. Der König, die Königin und der Kronprinz behaupteten bis dahin den Vordersitz, Prinzessin Elisabeth, Frau von Tourzel und die kleine Prinzessin den Rücksitz, jetzt bemerkten die Kommissäre sofort, wie eng es war und machten den König darauf aufmerksam. Ludwig antwortete, er wünsche nicht, daß Jemand von seiner Begleitung aussteige, man werde zusammenrücken — offenbar, weil die Nähe der Kommissäre am meisten Sicherheit bot.

Marie Antoinette nahm ihren Sohn, Frau von Tourzel die junge Prinzessin auf den Schooß, Barnave setzte sich zwischen König und Königin, der dicke Pétion zwischen Prinzessin Elisabeth und Frau

von Tourzel. Am folgenden Tag wechselten Barnave und Pétion den Platz, und Pétion saß höchst unbequem zwischen der Königin und dem sehr beleibten König.

In dem schmalen Fuhrwerk drängten sich das alte und das neue Frankreich. Wieviel Haß barg nicht der enge Raum, der das gefangene Herrscherpaar und die Führer der Revolution umschloß! Und doch erwartete ein und dasselbe Geschick alle diese hervorragenden Personen: König und Königin, Prinzessin Elisabeth und Barnave starben auf dem Blutgerüst, Pétion entging dem Henker nur durch einen Schuß aus eigener Hand, und der unschuldige kleine Kronprinz fand auf der langsamen Folter des Schusters Simon das schrecklichste Ende von allen!

Nachdem der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, erzählt Pétion, wiederholten sich zuerst, wie im Chor, Versicherungen, daß der König nicht beabsichtigte, außer Landes zu gehen, und Aeußerungen der lebhaftesten Besorgniß für das Schicksal der drei Leibwächter. Pétion vermißte dabei „Würde und Maß, sowie das Gepräge der Größe, das das Unglück erhabenen Seelen verleiht". Als aber nach diesem ersten Gespräch, dessen Thema, wie begreiflich, öfter wiederkehrte, Ruhe eintrat, fühlte er sich von der Natürlichkeit und Gemüthlichkeit des Familienverhältnisses, das von aller Repräsentation frei war, angenehm berührt. Die Königin und Prinzessin Elisabeth nannten sich „Schwesterchen", Elisabeth den König „Bruder", die Königin schaukelte den kleinen Prinzen auf ihren Knien, die Kinder spielten zusammen. Der König erschien ziemlich zufrieden, fiel jedoch Pétion durch seine Stumpfheit auf. Ludwig sagte überhaupt wenig, nur einmal versuchte er in ein Gespräch zu kommen und begann, nach einigem Hin und Her über alltägliche Dinge, von England, seiner Industrie, seinem Handel. Nachdem Ludwig darüber ein Paar Sätze herausgebracht hatte, verwickelte er sich und wurde roth. „Die Mühe, die der König hat, sich auszudrücken, macht ihn verlegen, aber er ist nicht dumm und sagt selten etwas, das nicht am Platze wäre, ich hörte von ihm keine einzige Albernheit."

Die Königin rang anfangs vergeblich, Zorn und üble Laune zu

überwinden und sich auf einen bequemen Fuß des Umgangs mit den Bevollmächtigten zu setzen. In ihrer demonstrativen Art beschloß Marie Antoinette, den Schleier herabzulassen und beharrlich zu schweigen, als die Monarchin bemerkte, wie Barnave abwechselnd sie und einen Leibwächter auf dem Bock ansah und spöttisch lächelte. Die Königin wußte, in welche Beziehungen die böse Welt ihre Person zu Fersen setzte, sie wußte, daß ein Gerücht ging, Graf Axel sei als Leibwächter verkleidet in ihrer Begleitung. Sie glaubte also Barnave zu verstehen, und beeilte sich die Namen der drei Männer in ganz ungesuchter Weise beiläufig zu nennen. Nachdem das Eis gebrochen war, verzichtete die Königin auf die Rolle, die sie ursprünglich spielen wollte, und mischte sich allmählich in das Gespräch, ohne, wie es scheint, Anzüglichkeiten sich anfänglich ganz zu versagen: „Meine Herren", bemerkte sie, „wir sind in Châlons heute früh in der Messe gewesen, aber in einer konstitutionellen Messe". Mit der Zeit wurde Marie Antoinette weniger gezwungen und bitter, und Barnave gewann sogar durch sein feines und edles Benehmen ihr ausgesprochenes Wohlwollen. Frau Campan war nach der Rückkehr ganz erstaunt, die Königin über ihn, von dem sie früher nur mit Abscheu sprach, die günstigste Meinung mit vieler Wärme äußern zu hören. „Er ist," sagte Marie Antoinette, „ein junger Mann voll Geist und edler Gefühle und gehört zu der durch Bildung hervorragenden Klasse, die durch einen Ehrgeiz irre geleitet wurde, der auf wirklichem inneren Werth beruht. Ein Selbstgefühl, das ich an einem jungen Bürgerlichen nicht allzu streng tadeln kann, hat ihn dazu geführt, alles zu billigen, was seinem Stande den Weg zu Ehre und Ruhm ebnet. Für den Fall, daß wir wieder zur Macht gelangen, steht die Verzeihung für Barnave im voraus in unseren Herzen geschrieben." Die Königin setzte bezeichnend hinzu, mit den Adligen, die sich in die Revolution warfen, stehe es anders; ihnen könne man nicht verzeihen, denn sie hätten alle Vorrechte genossen oft zum Nachtheil von Leuten geringerer Herkunft, aber größeren Talents, ihre Schuld sei zu groß, da die geborenen Vertheidiger der Monarchie zu Verräthern an ihr geworden wären.

Die Königin erörterte an den Orten, wo man anhielt, viele politische Probleme mit Barnave. Seine Partei, die konstitutionelle, die soviel gethan hatte, um die Monarchie zu untergraben, sah die Revolution sich über den Kopf wachsen und versuchte bereits vor einigen Monaten, mit dem Hofe anzuknüpfen. Barnave sprach viel über die Fehler der Royalisten; er habe die Interessen des Hofes so schwach und ungeschickt vertheidigen sehen, daß er mehrmals versucht gewesen sei, der Königin einen muthigen und mit dem Geist der Zeit und der Nation vertrauten Kämpen anzubieten. Die Königin fragte, welche Mittel er ihr anzuwenden rathen würde. „Die Beliebtheit, Majestät!" „Aber, wie wäre sie für mich möglich? man hat sie mir geflissentlich geraubt!" Ihnen wäre viel leichter, sie wiederzuerobern, als mir war, sie zu gewinnen."

Barnave mußte die Ehre, mit den fürstlichen Damen in einem Wagen zu sitzen, theuer erkaufen, denn er hatte sich auch gegen die Angriffe der geistreichen und beredten Prinzessin Elisabeth zu vertheidigen. Frau von Tourzel giebt einen Abriß, der, wie sie sagt, 1½ Stunde langen politischen Rede, die Prinzessin Elisabeth im Wagen an Barnave richtete: „Ich freue mich," sagte die Prinzessin, „daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen mein Herz zu öffnen und mich gegen Sie aufrichtig über die Revolution auszusprechen. Sie sind zu gescheut, Herr Barnave, um nicht sofort die Liebe des Königs zu den Franzosen und seinen Wunsch, sie glücklich zu machen, erkannt zu haben. Von übertriebener Liebe zur Freiheit irregeführt, beachteten Sie und Ihre Freunde nur die Vortheile, ohne an die Störungen der Ordnung zu denken, von denen die Freiheit begleitet sein kann. Ihre ersten Erfolge berauschten und verleiteten Sie, weit über das Ziel hinauszugehen, das Sie sich anfangs vorsetzten. Der Widerstand, den Sie fanden, brachte Sie dahin, sich gegen die Schwierigkeiten zu steifen und ohne Ueberlegung alles das zu zertrümmern, was Ihren Plänen im Wege stand. Sie vergaßen, daß heilsame Reformen nur langsam zu schaffen sind, und daß, wer zu schnell am Ziel anlangen will, Gefahr läuft, sich zu verirren. Sie glaubten, wenn alles Vorhandene, sei es gut oder schlecht, zerstört

wäre, könnte man ein vollkommenes Gebäude aufführen und das, was zu erhalten nützlich ist, wiederherstellen. Von diesem Gedanken verführt, griffen Sie alle Grundlagen des Königthums an und überhäuften den besten der Könige mit Beleidigungen und Kränkungen. Alle seine Bemühungen und Opfer, um Sie zu vernünftigeren Gedanken zurückzubringen, waren vergeblich, und Sie hörten nicht auf, seine Absichten zu verläumden und ihn in den Augen seines Volks zu erniedrigen, indem Sie dem Königthum alle Vorrechte nahmen, die Ehrfurcht und Liebe einflößen. Obschon der König auf die ungebührlichste Art aus seinem Palast gerissen und nach Paris geführt wurde, verläugnete seine Güte sich nicht. Der König streckte seinen verirrten Kindern die Arme entgegen und suchte sich mit ihnen zu verständigen, um das Wohl Frankreichs zu begründen, das er trotz seiner Irrthümer liebte. Sie zwangen ihn, eine nicht vollendete Verfassung zu unterzeichnen, trotzdem er Ihnen vorstellte, er halte für zweckmäßiger, seine Sanktion erst dem fertigen Werk zu ertheilen, aber Sie haben ihn gezwungen, die Verfassung in jener Form dem Volke vorzulegen und zwar bei einer Föderationsfeier, die den Zweck verfolgte, den König von der Nation zu isoliren und die Departements an Sie zu fesseln."

„Ach, Königliche Hoheit," warf Barnave lebhaft ein, „beklagen Sie sich nicht über diese Föderation; wir waren verloren, wenn Sie verstanden, die Föderation sich zu Nutze zu machen!" — Die königliche Familie seufzte, und Prinzessin Elisabeth fuhr fort:

„Der König konnte, trotz aller Unbilden, die ihm weiter widerfuhren, sich noch nicht zu dem Schritt entschließen, den er jetzt gethan hat. Als er sich indessen in seinen Prinzipien, seiner Person, seiner Familie angegriffen sah, entschloß er sich, tief bekümmert über die Verbrechen, die in ganz Frankreich herrschen, angesichts einer allgemeinen Zerrüttung der Verwaltung, Paris zu verlassen, um nach einer Stadt des Königreichs zu gehen, wo er in ungestörter Freiheit des Handelns die Versammlung dahin bringen konnte, daß sie ihre Dekrete revidirte und, im Einverständniß mit ihm, eine Verfassung schuf, die die verschiedenen Gewalten gehörig sonderte,

jede an die gebührende Stelle setzte und Frankreichs Glück begründete.

Ich spreche nicht von unseren persönlichen Leiden, wir denken nur an den König, dessen Geschick von dem Frankreichs nicht zu trennen ist. Ich werde ihn nie verlassen, es sei denn, daß Eure Erlasse den letzten Rest der religiösen Freiheit aufheben und mich zwingen, von ihm zu scheiden, um nach einem Lande zu gehen, wo die Gewissensfreiheit mir gestattet, meine Religion zu üben, an der ich mehr hänge, als an meinem Leben."

„Das sei ferne, Königliche Hoheit," erwiderte Barnave; „Ihr Beispiel und Ihre Gegenwart sind Ihrem Lande zu nützlich." —

„Ich würde es," fuhr sie fort, „in keinem anderen Fall thun; mir würde zu schwer werden, meinen Bruder zu verlassen, während er so unglücklich ist. Aber ein derartiges Motiv wird freilich auf Sie, Herr Barnave, keinen Eindruck machen; Sie sind, sagt man, Protestant und Sie haben vielleicht gar keine Religion?"

Barnave, sagt Frau von Tourzel, wies das zurück; man habe ihn vielfach verläumdet, indem man ihm Aeußerungen in den Mund legte, die von seiner Gesinnung weit entfernt wären, namentlich jenes „infame Wort", das er nach der Ermordung von Foulon und Berthier*) gesprochen haben sollte: „ist dieses Blut denn so rein?"

„Ich gebe", sagt Frau von Tourzel, „nur einen kurzen Auszug aus der Rede der Prinzessin, in der sie mit bewundernswerther Genauigkeit jede Epoche der Revolution schilderte und jeden Beschluß vorführte, der die Religion, die königliche Autorität, die wesentlichen Vorrechte des Königthums, die Ordnung und Ruhe des Reichs beschädigte. Barnave antwortete auf jeden Punkt langsam, wie einer, der sich zuhört und sich zu kompromittiren fürchtet, aber seine Antworten waren schwach gegenüber der Stärke der Wahrheiten, die die Prinzessin mit soviel Beredsamkeit und Gefühl entwickelte. Und doch entschlüpfte ihr nicht ein Wort, nicht eine Betrachtung, die Barnave oder seinen Kollegen Pétion verletzen konnten. Ihre Rede

*) Vom Pöbel umgebrachte Royalisten.

machte einen solchen Eindruck auf Barnave, daß er von dem Augenblick an sein Benehmen und seine Gesinnung änderte. Die Königin sprach in demselben Sinne, aber Elisabeth hatte den Gegenstand so erschöpft, daß Marie Antoinette nur Gesagtes zu wiederholen vermochte."

Wir bemerkten schon, daß die Sinnesänderung Barnave's bereits einige Monate vor dieser gemeinsamen Reise eintrat, übrigens blieb sie ohne praktische Folgen, denn weder Barnave noch seine Genossen waren die Männer, den Umsturz, dem sie so kräftig vorarbeiteten, zu verhindern. Immerhin führte die unmittelbare Berührung mit Barnave zu einer gewissen Harmonie zwischen den Trägern der Krone und einem Führer der monarchistischen Demokraten in der Versammlung, während der unmanierliche, eingebildete Pétion, der Republikaner, die natürliche Abneigung der Königin durch sein persönliches Wesen noch vergrößerte: Als Marie Antoinette den Kommissarien von den mitgenommenen Lebensmitteln anbot, aß Pétion unappetitlich und warf die Knochen des Geflügels zum Wagenfenster hinaus, sodaß sie dem König fast ins Gesicht flogen. Wenn die Königin ihm einschenkte, schob er zum Zeichen, daß er genug habe, sein Glas in die Höhe, ohne ein Wort zu sagen. Der Kronprinz saß öfter auf seinem Schoß und der Demagog wickelte zuweilen die schönen blonden Locken des Königskindes um seinen Finger, wobei er einmal den Kleinen so stark am Haar zog, daß er schrie. „Geben Sie mir meinen Sohn," sagte die Königin, „er ist an Rücksichten gewöhnt, die ihn zu solchen Vertraulichkeiten nicht aufgelegt machen."

Trotzdem ergaben sich längere Gespräche zwischen der Fürstin und dem Republikaner: Pétion erzählt, daß sie ihm sehr richtige Grundsätze über die Erziehung ihrer Kinder vortrug, wie z. B., daß man Schmeichelei ihnen fern halten müsse, aber, setzt der Volksmann hinzu, das wären nur die an Höfen üblichen schönen Redensarten! Pétion urtheilt, alles, was die Königin sagte, erscheine im Grunde sehr oberflächlich, kein kräftiger, von Charakter zeugender Gedanke wäre zu Tage getreten, ihr Wesen und ihre Haltung seien durchaus nicht ihrer Stellung gemäß gewesen. „Aber sie wollte Charakter zeigen

und that es in kleinen Dingen." An einer Stelle des Weges wurden Sonne und Staub sehr lästig, und die Königin ließ den Vorhang des Fensters herunter. Als das den Wagen geleitende Volk murrte, weil die Leute den König sehen wollten, begann Prinzessin Elisabeth den Vorhang wieder heraufzuziehen. „Nein!" sagte die Königin, „man muß Charakter haben." Im Augenblick jedoch, wo das Volk schwieg, zog sie selbst den Vorhang hinauf, indem sie wiederholte: „Man muß Charakter haben bis zuletzt." Einmal ließ sich die Königin mit Pétion in ein ausführliches Gespräch über die politische Lage ein, an dem sie großes Interesse fand. Pétion berichtet, daß er ihr offen sagte, wie man vom Hof und seinen reaktionären Tendenzen denke. Die Königin antwortete: „Was soll der König thun? Die Krone schwankt auf seinem Haupt. Sie wissen, daß eine täglich wachsende Partei existirt, die gar keinen König will." Pétion, der diese Worte natürlich als Anspielung auf sich selbst ansah, legte, wie er versichert, „mit außerordentlicher Energie und mit überfließender Seele" seinen Standpunkt dar: Er ziehe allerdings die Republik — freilich nicht jede Art von Republik — einer andern Regierung vor; manche Republik sei schlimmer, als die Despotie eines Einzelnen. Das Königthum sei fast überall dem Volk unheilvoll gewesen, aber in Frankreich bestehe keine republikanische Partei, die nach dem Umsturz der Verfassung strebe. Die republikanische Partei bestehe aus besonnenen Leuten, die zu rechnen verständen, und die eine allgemeine Umwälzung nicht wagen würden, weil sie leichter zum Despotismus als zur Freiheit führen könnte.

Schwerlich werden diese gewundenen Reden die Königin beruhigt haben, denn sie boten, selbst wenn man sie für aufrichtig nahm, eine trübe Aussicht in die Zukunft.

Besser fand sich die 27 jährige unverheirathete Prinzessin Elisabeth, deren Beredsamkeit wir kennen lernten, mit Pétion ab. Hier ist nicht der Ort, Elisabeth ausführlich zu beschreiben, indessen ergreife ich die Gelegenheit, die sentimentale Schilderung der Fürstin zu berichtigen, die Frau Campan entwirft. Man macht überhaupt ganz allgemein aus der Prinzessin ein überirdisches Wesen, selbst Frau von Staël sagt

von ihr: „Sie schien mit der Erde nichts gemein zu haben". Gerade das Gegentheil ist richtig! Elisabeth war allerdings fromm, gut und klug, aber auch heftig, herb, sogar etwas derb, „sie hatte die Manieren eines Jungen", sodaß selbst Feuillet de Conches, bei dem die Prinzessin „une sainte, un ange" ist, sie in demselben Satz als einen „garçon involontaire" bezeichnet.

So wird begreiflich, daß die Prinzessin in das nähere Verhältniß nicht zu dem feinen Barnave, sondern zu dem gröberen Pétion kam, der am ersten Tag neben ihr saß. Man muß die Erzählung des eitlen Mannes lesen, wie in der lauen Mondscheinnacht ihm die süße Hoffnung aufstieg, daß seine Unwiderstehlichkeit die Sinne der hohen Dame bezaubert habe, wie darauf dem Demagogen der Argwohn durch den Kopf schoß, daß die Fürstin auf Anstiften der Königin ihn verführen und gewinnen solle. Soviel ist aber unbestreitbar, daß die Beiden eine gewisse Anziehung auf einander übten. Nicht einmal ein Gespräch über Religion, das „noli me tangere" der frommen Prinzessin, störte die seltsame Freundschaft, trotzdem Elisabeth die faden Späße des ungesitteten Spötters kraftvoll zurückwies, sodaß die Königin über die Beredsamkeit und Logik ihrer Schwägerin erstaunte. Am folgenden Tag hatten Elisabeth und Pétion in einem Garten einen eingehenden politischen Disput. Pétion verfocht seinen Standpunkt, wie er sagt, „mit Kraft und eindringlicher Wärme" und behauptet, er habe Eindruck auf seine Partnerin gemacht, die ihm aufmerksam zuhörte. „Sie fand Gefallen an meiner Unterhaltung und ich daran, sie zu unterhalten. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht eine gute und schöne Seele wäre, obschon durchdrungen von Standesvorurtheilen und durch die Fehler einer Hoferziehung verdorben." So Pétion. Und Elisabeth? Sie schreibt im November an ihre Freundin, Frau von Raigecourt: „Pétion wird Bürgermeister werden. Ich gestehe Dir, daß ich auf der Reise mit ihm so lächerlich unbefangen gewesen bin, daß ich sehr verlegen sein würde, nicht denselben Ton annehmen und ihm nicht sagen zu können, was ich denke." In einem anderen Briefe der hohen Dame, vom Dezember, thut die Prinzessin des Revolutionärs zum zweiten Mal nicht ungnädig Er=

wähnung: „Ich gestehe Dir, ich würde gern mit ihm gewisse, ziemlich seltsame Gespräche wieder aufnehmen und sehen, ob er immer noch derselbe ist.“ Bald darauf kommt Pétion in ihrer Korrespondenz abermals zum Vorschein: „Apropos, ich habe ihn beim König wiedergesehen und gefunden, daß er noch ganz derselbe ist!“

Der kleine Kronprinz, ein munterer, zu Scherz und Neckerei aufgelegter Knabe, stand am besten mit den Deputirten. Indem er mit Barnave spielte, machte er eine amüsante Entdeckung: Der Prinz bemerkte Buchstaben auf den Knöpfen des Demagogen, nahm einen zwischen die Finger und begann zu studiren. Endlich rief er triumphirend: „Siehst Du, Mama! „vivre libre ou mourir“. Nun besah er sich die anderen Knöpfe und berichtete kopfschüttelnd: „Ach, Mama, überall vivre libre ou mourir“.

Vierzehntes Kapitel.

Der Rückweg bis zum Einzug in Paris.

Vom 23. Juni Abends elf Uhr bis zum 24. Abends acht Uhr.

Während der Zug seinen Weg fortsetzte, brach allmählich die Nacht herein. Die Kommissäre hatten schon auf dem Hinweg in Dormans die Nachricht erhalten, daß Bouillé im Anzuge sei, und obwohl die Kunde ihnen nicht recht glaublich vorkam, hatte Dumas doch militärische Maßregeln getroffen und Dormans mit Nationalgarde besetzt. Pétion erzählt, daß die Bürgergarde bei der Aussicht auf den Kampf in heller Begeisterung aufflammte, aber die Thatsachen scheinen ihm zu widersprechen, wenigstens erwies sich nicht alle Nationalgarde so heroisch, wie das Aufgebot von Dormans. Als nicht weit von dieser Stadt unter der Eskorte des Königs sich abermals das Gerücht verbreitete, Bouillé sei im Anzuge, gerieth die Ehrenwache in wüste Aufregung. Wenn der General mit einem regulären, zuverlässigen Regimente wirklich über diese Banden kam, stob alles auseinander. Dumas sah ein, daß seine Leute militärisch unbrauchbar waren und daß sie, wenn ihre Angst vor dem Feinde in Wuth umschlug, höchstens Ludwig und Marie Antoinette gefährlich wurden, aber nimmermehr Bouillé. Deshalb ließ er den größten Theil der Eskorte eine Lieue vor Dormans an einem kleinen Fluß biwakiren, angeblich, um einem möglichen nächtlichen Ueberfall zu begegnen, in Wahrheit aus einem ganz anderen Grunde. Er wollte

nämlich am folgenden Morgen vergessen, seine Nachhut einzuziehen und so den größeren Theil der Ehrenwache loswerden. Ohnehin strömten in Dormans die Nationalgarden der Umgegend zusammen, so daß Dumas am nächsten Morgen doch wieder über 10 000 Mann verfügte. Das Städtchen, in das man zwischen 11 und 12 Uhr einfuhr, war auf Befehl seiner Behörde erleuchtet, die in der Post Wohnung bestellt hatte; „es war", sagt Pétion, „ein für einen kleinen Ort erträgliches Wirthshaus, obschon nicht zur Aufnahme der königlichen Gäste geeignet, indeß war mir nicht unangenehm, daß sie so kennen lernten, was ein gewöhnliches Wirthshaus ist".

Die königliche Familie speiste für sich zu Abend, ebenso die Abgesandten mit Dumas, denen der König eine Flasche Tokaier schickte. Die Nacht muß für alle schlimm genug gewesen sein. Die betrunkenen Nationalgarden schrieen, sangen und umtanzten das Haus, das den gefangenen König barg. Ludwig schlief etwa drei Stunden auf einem Sessel. Der wüste Lärm machte den kleinen Kronprinzen träumen, er sei unter Wölfen in einem Wald, und seine Mutter befinde sich in Gefahr. Der Kleine erwachte unter Thränen und Schluchzen, mußte zu Marie Antoinette gebracht werden und schlief erst wieder ein, als er seine Mama unversehrt fand. Pétion und Barnave ruhten auf einem Bett, Dumas blieb die ganze Nacht in Bewegung, um Anordnungen für den Marsch des nächsten Tages zu treffen. Der Bericht der Kommissäre ist von 3 Uhr früh datirt, erst nach seiner Abfassung gingen die Herren schlafen.

Die Abfahrt erfolgte am 24. um 7½ Uhr Morgens. Dumas hatte die Nationalgarde auf der Straße nach Paris Spalier bilden lassen und hoffte, wenn der Wagen unter Präsentiren und Fahnenschwenken hindurch gelangt sei, mit einer kleinen Kavallerieeskorte rasch vorwärts zu kommen. Aber das ganze Volksaufgebot bestand darauf, den König bis nach Paris zu geleiten, und so ging der Zug im langsamsten Tempo bis Château-Thierry. Die Behörde von Château-Thierry erwarb sich das besondere Lob des Jakobiners Camille Desmoulins, indem sie König und Königin vollständig ignorirte und nur mit Pétion sprach. Ein Brief im Moniteur, der an-

geblich von einem Mitgliede der Behörde stammt, verkündet mit Stolz: „Wir haben kein Wort an die beiden Personen gerichtet, die das französische Volk nicht mehr achtet".

In Château Thierry stieß der Zug auf eine Schwadron berittener Nationalgarde, die ihm aus Soissons entgegenkam. Zwischen dem Führer und Dumas wurde verabredet, daß die Reiterei den Weg beim Pferdewechsel absperre und nachher die Spitze des Zuges nähme. So entfloh man dem schwerfälligen Haufen und eilte in raschem Trabe nach La Ferté sous Jouarre.

Hier bat der Bürgermeister Regnard, ein loyaler Mann, um die Ehre, die königliche Familie in seinem hübschen Haus zu bewirthen, hinter dem ein wohlgepflegter Garten an die Marne stieß. Frau Regnard, einfach gekleidet wie eine Haushälterin, mit dem Schlüsselbund am Gürtel, gab zu verstehen, in ihrem Heim habe die Königin als Herrin zu befehlen. Die erhabenen Gäste verlebten, umgeben von der eifrigsten und zartesten Aufmerksamkeit, einige ruhige, wohlthuende Stunden. Dies war der Garten, in dem Prinzessin Elisabeth und Pétion diskutirten; die königlichen Kinder liefen darin vergnügt umher, und der König selbst kam hinein, um die Kommissäre aufzufordern, mit ihm zu speisen. Die Abgesandten hielten über die heikle Einladung eine Konferenz ab. „Diese Vertraulichkeit", sagte der Eine (wahrscheinlich Pétion), „könnte verdächtig erscheinen" (nämlich dem „Volk"), während ein Anderer befürchtete, die Einladung möchte als dem König abgedrungen aufgefaßt werden. Schließlich lehnten die Kommissäre höflich ab, unter dem Vorwand, daß ihre Zeit durch Korrespondenz in Anspruch genommen sei.

Als der Zug um 5 Uhr weiterging, entstand beim Hinausfahren aus der Stadt wilder Streit zwischen der Eskorte und den sich ungestüm herandrängenden Zuschauern. Unter ihnen befand sich ein Deputirter Kervelegan, der bis an die Wagenthür vordrang und, mit dem Rücken gegen den König und den Hut auf dem Kopf, rohe Schimpfworte ausstieß. Da die Maßregeln von Dumas die Bewegung des Zuges außerordentlich erleichterten, kam man ziemlich früh, ungefähr um 10 Uhr Abends, in Meaux an, wo Quartier bei

Herrn Thouin, dem konstitutionellen Bischof, genommen wurde. Weil die Menschenmenge größer als irgendwo bisher erschien, stellte die Nationalgarde zahlreiche Wachen im Innern des bischöflichen Palastes und an allen Thüren auf. Die Zimmer der königlichen Familie mündeten in einen großen Vorsaal, in dem sich Nationalgarden, Priester und Neugierige aller Art versammelten. In einem der an den Vorsaal stoßenden Zimmer, dessen Thüren offen standen, war der Tisch gedeckt. Da saß, der Hitze wegen in Hemdsärmeln, den Blicken der Zuschauer preisgegeben, des Königs Majestät und hielt Tafel, nahm aber nur einige Bissen und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Der König hatte so wenig Wäsche zur Hand, daß er von dem „huissier“, der die Kommissäre begleitete, ein Hemd borgen mußte.

Bei der Abfahrt aus Meaux am Morgen des 25. schlugen die Abgesandten dem Monarchen vor, daß die Leibwächter die Uniform der Nationalgarde anlegen oder in den Wagen von La Tour Maubourg einsteigen sollten, indem die Gefahr für sie wuchs, je näher man an Paris herankam. Die Königin jedoch lehnte beides ab, denn „der König“, erklärte sie, „muß mit seiner Familie und seinem Gefolge nach Paris gerade so zurückkehren, wie er abreiste“. Marie Antoinette entwickelte hier ebensoviel „Charakter“, wie in der Vorhangsaffäre die wir erwähnten, aber dieses Mal konnte sie mit ihrer Festigkeit“ noch größeres Unheil anrichten.

Während die königliche Familie um 6 oder 7 Uhr Morgens in den Wagen stieg, entschuldigte sich der Bischof wegen der mangelhaften Bewirthung und betheuerte, er sei erst so kurze Zeit im Amt, daß er noch nicht alles Nöthige habe anschaffen können. Ludwig schnitt nach Moustier die Rede mit den Worten ab: „wenn man nicht im eignen Haus ist (nämlich als Eindringling in das Bisthum), braucht man sich nicht zu entschuldigen“. Moustier erfand wahrscheinlich dieses aperçu, um die Schlagfertigkeit des Königs zu zeigen, aber leider ist der Sarkasmus zu treffend, um der geistigen Verfassung Ludwigs XVI. zu entsprechen. Übrigens bemerkt Pétion ausdrücklich, daß Ludwig dem Bischof, obwohl er ein konstitutioneller war, keinen Beweis der Unzufriedenheit gab. Frau von Tourzel

sagt: „Der Bischof war ein gutmüthiger Mann, der König hatte sich nicht über ihn zu beklagen".

Der 25. Juni war ein schwerer Tag für die königliche Familie und Alle, die sie begleiteten. Die Fahrt von Meaux bis nach den Tuilerien dauerte in drückender Hitze und argem Staub 13 Stunden, ohne daß die Reisenden ein einziges Mal ausstiegen. Man fuhr im Schritt, denn eine ungeheure Menschenmasse bedeckte den Weg; Tausende von Nationalgarden aus den Orten, durch die man kam, wollten den König bis Paris begleiten und zogen zu Fuß vor ihm her, so daß sie ein unüberwindliches Hemmniß bildeten. Dumas empfand, trotz der zahlreichen Eskorte, die größte Noth, den Wagen zu schützen, denn Gewalt gegen das suveräne Volk anzuwenden, erschien bedenklich. Zwischen Livry und Bondy, berichtet Dumas, brach ein rasender Haufe aus dem Walde hervor und umringte den Wagen, indem er ihn zu zertrümmern drohte und schreckliche Verwünschungen ausstieß. Wahrscheinlich ereignete sich damals, daß Barnave die drei Leibwächter rettete, indem die wüthende Menge, wie Moustier und Valory erzählen, die Kuriere umbringen wollte. Zwischen Bondy und Paris drohte zum zweiten Mal eine Katastrophe: Ein Haufe Weiber stürzte unter schrecklichem Geschrei mitten in die Eskorte, und die Ordnung löste sich so vollkommen auf, daß der General selbst nicht mehr bis zum Wagen durchdringen konnte. In dieser Zwangslage ertheilte Dumas dem Hauptmann Lefèbvre, dem nachmaligen napoleonischen Marschall, den Befehl, den Wagen durch einen Angriff frei zu machen und bis zur Ankunft eng zu umschließen. Die Darstellung, die Dumas von dieser letzten Phase des Zuges giebt, rechtfertigt durchaus die Erzählungen Moustier's über die Frechheit der Menge und eines Theils der Eskorte gegen die königliche Familie.

Die Straße, die von Meaux her kommt, mündet in die nordöstliche Ecke von Paris ein. Aber Lafayette hatte Dumas befohlen, die Stadt hier nicht zu betreten, sondern an dem nördlichen Rande von Paris entlang über die äußeren Boulevards bis zur Nordwestecke der Stadt zu ziehen und von dort durch die Barrière de l'Etoile und über die Elyseischen Felder in den Garten der Tuilerien vorzurücken.

Lafayette fürchtete, es möchte von irgend einem Haus herab geschossen werden, eine Gefahr, die auf der Peripherie insofern geringer erschien, als man bei weniger Häusern vorbeikam. Dagegen mußte man allerdings in den Kauf nehmen, daß der Weg von der Barrière bis zu den Tuilerien fünf Stunden dauerte.

Die Nationalgarde bildete von der Barrière an Spalier — Gewehr bei Fuß, ohne zu präsentiren! Hinter dem königlichen Wagen fuhr ein Triumphwagen, mit Palmen geschmückt, darauf Drouet und die Männer von Varennes, die den König verhafteten. Ueberall herrschte finsteres Schweigen, unterbrochen allein von dem Ruf „vive la nation"! alle Leute behielten den Hut auf, nur der kleine Kronprinz, harmlos aus dem Wagen schauend, grüßte höflich. An vielen Orten war angeschlagen: „Wer dem König applaudirt, erhält Prügel, wer ihn beschimpft, wird gehängt".

Der Zug überschritt die Place de la Concorde und betrat den Tuileriengarten. Die Leibwächter erlebten erst hier, fast am Ziel, den fürchterlichsten Ausbruch der Volkswuth: Sie saßen auf dem Bock des Wagens, zwar nicht geknebelt, wie behauptet wird, aber sorgfältig bewacht von zwei Grenadieren der Nationalgarde, für die man unter dem Bock ein Sitzbrett angebracht hatte. Indem die Leibwächter unmittelbar vor der königlichen Familie abstiegen, fiel ein Haufe Bösewichter über die jungen Leute her, warf alle Drei zu Boden und verwundete sie. Lafayette und Dumas befreiten die Unglücklichen mit der Faust, wobei Dumas die Uniform in Stücken vom Leibe fiel und retteten sie in einen Saal des Schlosses.

Halb acht Uhr Abends kam heran, bis die königliche Familie aus dem Wagen stieg und von einer Anzahl Mitglieder der Nationalversammlung in das Schloß geleitet wurde. Diese Herren und ein doppeltes Spalier Nationalgarde hielten den Pöbel zurück, der sich damit begnügen mußte, den hohen Herrschaften seine Flüche nachzusenden.

Der König, erzählt Lafayette, betrat sein Schloß sehr ruhig. Der General trat ihm sofort mit seinem Glaubensbekenntniß entgegen: „Ew. Majestät kennen meine Anhänglichkeit an Sie, ich habe Ihnen

jedoch nicht verhehlt, daß ich zum Volk stehen würde, wenn Sie Ihre Sache von der des Volks trennten". — „Das ist wahr", antwortete Ludwig, „Sie sind Ihren Prinzipien gefolgt; es ist eine Parteisache. Nun, jetzt bin ich da. Ich gestehe Ihnen offen, ich glaubte bis zuletzt, daß ich mich in einem Strudel von Leuten Ihrer Meinung befände, mit denen Sie mich absichtlich umgäben, daß dies aber nicht die öffentliche Meinung Frankreichs wäre. Ich überzeugte mich auf dieser Reise, daß ich mich täuschte, und daß es wirklich die allgemeine Meinung ist." Der General fragte: „Haben Ew. Majestät irgend einen Befehl für mich?" — „Mir scheint", erwiderte Ludwig XVI. lachend, „daß ich Ihnen mehr zu Befehl stehe, als Sie mir." Lafayette versicherte dagegen, daß er den König in allem zu befriedigen wünsche, was nicht der Freiheit und seinen Pflichten gegen die Nation entgegen sei.

Marie Antoinette zeigte sich bei der Begegnung mit Lafayette nicht so gleichmüthig wie ihr Gemahl. Daß sie beim Eintritt in ihr Haus gezwungen war, von liberalen Aristokraten, wie Noailles, d'Aiguillon und Menou sich beschützen zu lassen, regte die stolze Fürstin heftig auf, und Lafayette's Ruhe mochte sie reizen, ihren Aerger an dem Gefangenwärter auszulassen. Einige Kassetten, die vielleicht Papiere enthielten, waren im Wagen geblieben, und die Königin wollte Lafayette die Schlüssel dazu aufdrängen, aber der General antwortete, niemand habe den Beruf, jene Kasten zu öffnen. Da legte die Königin die Schlüssel auf seinen Hut und sagte, als er sich noch immer weigerte, sie zu nehmen: „Nun, es werden sich schon Leute finden, die weniger feinfühlend sind, als Sie". Lafayette behauptet: „Die Leute fanden sich nicht, man untersuchte kein Papier," spricht jedoch dieses Mal nicht die Wahrheit.

Schon vor der Flucht lebte die regierende Familie halb und halb in der Lage von Gefangenen, jetzt folgte nach vier qualvollen Tagen, in denen die Würde des Königthums ganz zu Grunde ging, wirkliche Gefangenschaft. Marie Antoinette war durch die schrecklichen Prüfungen in der Tiefe ihrer Seele erschüttert worden; das schöne blonde Haar der 35 jährigen Monarchin begann auf dieser Reise zu er=

grauen. Aber indem die alten Räume und Umgebungen König und Königin wieder begrüßten, gewann sofort das Herrscherpaar die anerzogene majestätische Haltung zurück, so daß Pétion, der Plebejer, nicht zu fassen vermochte, wie die unheimliche Erscheinung mit rechten Dingen zuging. „Wer den König gleich nach seiner Ankunft in den Tuilerien sah", schreibt er, „hätte alles das, was soeben sich ereignete, niemals errathen. Ludwig war grade so phlegmatisch, so ruhig, als sei gar nichts Besonderes passirt. Er fiel sogleich wieder in die Repräsentation. Seine Umgebungen benahmen sich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ich war über das Schauspiel aufs äußerste erstaunt."

Ende.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.





